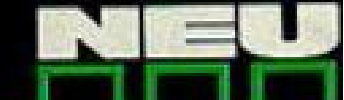
1,90 DM / Band 652

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Bogie-Mann

Frankreich F 6,80 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Bogie-Mann

John Sinclair Nr. 652

von Jason Dark

erschienen am 01.01.1991

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Der Bogie-Mann

Der Bogie gehört zu den schrecklichsten Gestalten, die englische Sagen hervorgebracht haben. Er ist ein Gespenst der Hölle, so etwas wie der schwarze Mann. Kindern jagte man allein durch das Nennen seines Namens Angst und Schrecken ein.

Niemand glaubte, dass er wirklich existierte. Auch ich nicht. Aber wir Zweifler wurden eines Besseren belehrt, als der Bogie-Mann seine blutige Spur hinter sich herzog…

Tippy Drake hatte sich ausgezogen. Sie hockte mit angezogenen Beinen nackt auf ihrer Jeans. Das blasse Mondlicht übergoss den Körper und gab ihm einen »marmornen« Schimmer.

Mir erschien Tippy wie ein Engel. Oder wie eine Eva, denn sie aß einen rotbäckigen Apfel, schaute mich dabei an und gab sich völlig natürlich. Nacktheit schien für sie nichts Ungewöhnliches zu sein.

Wir waren allein. Tippy wusste, wer ich war, deshalb fürchtete sie sich auch nicht. Der Nachtwind wehte noch warm über die Berge hinweg und streichelte Tippys Haut.

Nicht weit entfernt rauschte der Bach. Er entsprang in den Bergen. In engen Kehren sammelte sich das Wasser, bekam dort Kraft und fegte durch das steinige Flussbett ins Tal hinab, das links von uns wie eine große Schüssel lag.

Sich auszuziehen und zu baden, das war plötzlich über Tippy gekommen.

Ich hatte sie gelassen, denn sie bot einen erfreulichen Anblick mit ihrer jugendlich straffen Figur und dem dunklen Haar, das sie glatt nach hinten gestrichen hatte.

Da Tippy kein Handtuch bei sich trug, musste sie warten, bis der Wind die Nässe von ihrem Körper getrocknet hatte. Sie aß den Apfel und lächelte dabei.

»Irritiert es dich, John?«

»Deine Nacktheit?«

»Zum Beispiel.«

Ich hob die Schultern. Auf ihrem schmalen Gesicht lag ein erwartungsvolles Lächeln. »Nun ja, ich will nicht gerade behaupten, dass es mich kalt lässt. Du bist ein schönes Mädchen.«

Sie hob den Zeigefinger. »Kein Mädchen, eine Frau.«

»Mit zwanzig?«

»Klar doch.«

»Wie du willst,«

»Meine Schwestern sind älter, wenn auch nur wenige Jahre, aber immerhin.« Sie streckte mir die Hand entgegen. »Hilf mir mal hoch, bitte.«

Das tat ich auch. Als Tippy stand, reckte sie sich auf die Zehenspitzen und bog ihren Rücken durch, indem sie zusätzlich die Hände gegen die Hüften stützte. »Das hat gut getan«, sagte sie.

»Was?« Ich hatte mich gebückt und ihre Jeans hochgehoben, in der noch der Slip steckte.

»Das Bad natürlich.«

»Kann ich mir denken.«

»Du hättest auch eins nehmen sollen.«

»Möglich. Aber sind die anderen Dinge nicht wichtiger?«

Da lachte sie, war blitzschnell bei mir und legte ihre Arme um

meinen Hals. »John, was du wieder hast. Alles ist wichtig im Leben. Die Liebe, die Freunde, aber auch der Hass und der Tod. Das eine schließt das andere nicht aus. Keine Sorge, du wirst es noch früh genug sehen.«

»Du bist davon überzeugt, dass er es gewesen ist?«

»Ja, John Sinclair. Er lebt wieder, er ist wieder da. Er quält die Menschen wieder und reißt Familien auseinander. Die Legenden stimmen, ich weiß das genau. Es gibt bereits Eltern, die wieder die alten Warnungen aussprechen. Früher…« Sie winkte ab. »Ach, was sage ich. Noch vor ein paar Monaten hat man darüber gelacht. Jetzt nicht mehr, John. Man hat Angst bekommen, dass er wieder umgeht. Es sind einige Kinder verschwunden und nie wieder aufgetaucht.«

Ich schwieg und schaute zu, wie sich Tippy anzog. Sie hatte Recht gehabt. Es ging um die verschwundenen Kinder und es hieß weiter, dass sie nicht einfach aus dem Elternhaus weggelaufen, sondern in die Klauen des BogieMannes geraten wären, der - so stand es in der Sage - Schreckliches mit ihnen anstellte.

Der Bogie-Mann war eines der fürchterlichsten und grausamsten Gespenster, mit denen sich englische und schottische Sagen beschäftigten. Manche hielten ihn für eine Abart des Teufels. Diejenigen, die über ihn lachten und keinen Respekt bezeugten, lernten seine Grausamkeit kennen und bezahlten diese oft mit dem Tod. Man hatte die Bogie-Männer auch für die Mächtigsten aller Geister gehalten, weil sie zu den direkten Helfern des Teufels gehörten.

So weit die Geschichten.

Man konnte sie glauben oder es bleiben lassen. Jedenfalls waren in einem Gebiet an der englisch-schottischen Grenze einige Personen verschwunden, darunter auch Kinder. Es hatte angeblich Zeugen gegeben, die den Bogie-Mann sahen.

Ob etwas Wahres daran war, wusste ich nicht. Bisher hatte mich Tippy, eine der Zeuginnen, noch nicht dorthin geführt, wo ich die Spur des Bogie-Mannes aufnehmen konnte.

»Fertig«, sagte sie und streckte sich in ihrer Jeanshose, die doch ziemlich eng saß. So stramm, dass kein Blatt Papier zwischen Stoff und Haut mehr gepasst hätte.

»Dann lass uns gehen! Wohin?«

Sie deutete den Wildbach entlang, der schäumend durch das schmale Steinbett jagte. »Unten im Tal mündet er in einen kleinen See. Da in der Nähe ist es.«

»Hätten wir nicht mit dem Wagen dorthin fahren können?«

»Nein, die Gegend ist zu unwegsam. Da kommst du einfach nicht weiter.« Sie hakte sich bei mir ein. »Los, ich will keine Zeit mehr verlieren.«

Über Tippy konnte ich nur den Kopf schütteln. Ebenso wie über ihre beiden etwas älteren Schwestern Esther und Marion. Die drei lebten zusammen, nannten sich Künstlerinnen und beschäftigten sich mit der Mode ebenso wie mit der Töpferei oder dem Malen von abstrakten Bildern, weil sie eine neue Kunstrichtung herausfinden wollten.

Sie waren kreativ, begeistert, für alle Strömungen offen - und glaubten an den Bogie-Mann.

Esther, die älteste der drei Schwestern, kannte meinen Vater. Weil Esthers Eltern ebenfalls in Lauder lebten und dort ein kleines Geschäft betrieben.

Es ging hin und her - her und hin, jedenfalls war zuerst mein Vater überzeugt worden, bevor er es geschafft hatte, mich zu überzeugen. Natürlich kannte ich die Geschichten um den Bogie-Mann, die erzählt wurden. Früher häufiger als heute. Da hatte man unartigen Kindern erzählt, dass der BogieMann sie holen würde, wenn sie nicht gehorsam wurden. In der heutigen Zeit hatten sich die Methoden der Erziehung geändert, doch es sollte noch immer Eltern geben, die auf die Drohung mit dem Bogie-Mann zurückgriffen. Als dann Menschen verschwanden, war der teuflische Killer wieder in aller Munde gewesen. Selbst in London hatte ich darüber gelesen, die Geschichten allerdings für Enten gehalten, die mithalfen, ein Sommerloch zu stopfen.

Tippy lief wie eine Gazelle. Sie fand mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit den Weg durch das nahe Ufergeröll, hüpfte über kantige Steine und kleine Grasinseln, ständig begleitet vom Rauschen des Wildbachs.

Den See konnte ich sehen. Er lag unter uns wie eine große runde Pfütze. Umgeben von Steinhängen und kargen Matten. Eine Straße zum See gab es nicht.

Wir liefen nicht mehr so steil bergab. Der Bach wurde ebenfalls nicht mehr von hohen Felswänden eingeschränkt, lief jetzt breiter dem Zufluss zu und hatte sich verteilt wie die Zweige eines gesunden Laubbaums.

Um keine nassen Füße zu bekommen, sprangen wir über die kleinen Arme hinweg.

Nicht weit entfernt entdeckte ich im Schatten eines Hangs ein Steinhaus und eine alte Mühle, die nicht mehr in Betrieb war. Ich wollte von Tippy wissen, ob dort jemand wohnte.

»Nein, nicht mehr. Offiziell nicht. Hin und wieder übernachten Wanderer dort.«

»Aha.«

Sie nahm meine Hand und schob mich nach rechts. »Es ist nicht mehr weit, John.«

Wir liefen dorthin, wo ein schmaler Holzsteg über einen kleinen

Bachlauf führte. Unter ihm und auch bis an das rechte Ufer hin hatten einige dunkle, vom Wasser geformte Steine einen Wall gebildet, auf den Tippy zeigte.

»Da ist es!«

»Also unter den Steinen.«

»Wir räumen sie gemeinsam weg.« Ihre Stimme hatte den hellen, frischen Klang verloren. In ihr vibrierte so etwas wie Furcht vor den kommenden Ereignissen.

Tippy packte zuerst zu. Sie wusste genau, wo sie anzufangen hatte, und wies mich ebenfalls ein.

Gemeinsam rollten wir die Steine weg und legten eine Höhle frei.

»Da ist es!«, flüsterte Tippy, als sie einen Schritt zurücktrat. »Hast du deine Lampe griffbereit?«

»Klar.« Ich holte die kleine Leuchte hervor. Tippy stand neben mir. Sie nagte mit den Schneidezähnen an ihrer Unterlippe. Auf ihrem Gesicht lag ein gespannter Ausdruck.

Im schrägen Winkel stach der fingerbreite Strahl in das Loch - und traf ein Ziel.

Was ich sah, war furchtbar!

***

Zusammengekrümmt, als hätte man ihn zu einer Kugel rollen wollen, lag dort ein Mensch. Ich sah die dunklen Haare, die Schultern, auch den Rücken. Dies alles in einer Lage, die völlig unnatürlich war. Als hätte man ihm das Rückgrat oder die Knochen gebrochen. Der Kopf lag schief. Haare waren ausgerissen worden. Nur ein Teil der Haut schimmerte normal, der andere zeigte dicke Krusten Blut.

Der Mann war jung, kein Kind mehr, und es hatte ihn so grausam erwischt, dass ich nur den Kopf schütteln konnte. Tippy hatte sich abgewendet. Ich schaltete die Lampe aus, blieb neben ihr stehen und legte eine Hand auf ihre Schulter.

»Du hast es gewusst, nicht?«

»Ja.«

»Warum liegt er noch hier? Du hättest die Polizei rufen müssen, Mädchen.«

»Ich habe doch dir Bescheid gegeben.«

»Stimmt schon. Hier hätten die Experten der Spurensicherung nachschauen müssen.«

»Das geht eben nicht mehr.«

Ich räusperte mich. »Kanntest du den jungen Mann?«

Sie nickte. »Es - es ist Ernest, ein Forstgehilfe. Er hat im Revier gearbeitet und vor allen Dingen immer die Bäume markiert, die abgeholzt oder abtransportiert werden sollten. Besonders nach den großen Orkanen im Winter.«

Wir gingen ein Stück zur Seite.

»Und du gehst davon aus, dass es der Bogie-Mann gewesen ist.«

»Ganz bestimmt sogar«, erwiderte sie und blieb stehen. »Das ist der Bogie-Mann gewesen. Es gibt für uns alle hier keine andere Lösung. Zu viele Menschen sind verschwunden, keiner ist zurückgekehrt. Der Bogie-Mann ist hier…«

»Den du gesehen hast.«

»Und ob.«

»Noch einmal, Tippy. Wie sah er aus?«

Sie holte tief Atem. »Er - war nicht einmal groß, aber schwarz mit glühenden Augen!« Jetzt flüsterte sie. »Ein grauenvolles Monstrum und kaum zu hören.«

»Wie meinst du das?«

»Er kann sich lautlos bewegen, John. Mir scheint, als wäre er über den Boden geflogen.« Sie deutete den Hang hoch. »Er ist wie ein Teil des Windes gewesen, mit dem er sich verbündet hat. Davon bin ich fest überzeugt. Ein Gespenst, ein Geist.«

»Hast du eigentlich schon darüber nachgedacht, wo sich der Bogie-Mann versteckt halten könnte?«

»Überall.«

»Das ist keine Antwort.«

»Es gibt doch genügend Wälder und Höhlen hier in der Gegend. Man sagt manchmal, dass die Berge leer sind. Hier wohnen nur wenige Menschen. Wenn er kommt, hat er die Chance, nicht so leicht entdeckt zu werden. Bei mir war es Zufall. Ich habe ihn nicht sehen wollen, das kannst du mir glauben.«

Ich nickte ins Leere hinein. »Trotz allem wird uns nichts anderes übrig bleiben, als die örtliche Mordkommission herzuholen. Vielleicht finden die Kollegen von der Spurensicherung Hinweise, die über Fußabdrücke hinausgehen.«

»Das musst du wissen.«

»Sicher.«

Es passte mir überhaupt nicht, in dieser Einsamkeit herumzulaufen, denn Probleme gab es genug.

Da schmerzte besonders die große Niederlage, die meine Freunde und ich erlitten hatten, weil es uns nicht gelungen war, Nadine Berger aus den Klauen der Morgana Layton zu retten. Nadine war vor meinen Augen entführt worden, um in ein weiteres furchtbares Schicksal gezerrt zu werden.

Mallmann, der Supervampir, auch Dracula II genannt, hatte sich Nadine Berger geholt. Aus seinen Klauen gab es kein Entrinnen und Nadine war selbst von ihm zu einem Blutsauger gemacht worden.

Sie war dann zu den Conollys gegangen, um sich dieser Familie als Monster zu zeigen. Für Bill, Sheila und Johnny war es besonders

schlimm gewesen, sie hatten ebenfalls für immer von dem Menschen Nadine Berger Abschied nehmen müssen. Eine Rückverwandlung gab es nicht mehr, da würde ihr auch der Gang nach Avalon nicht helfen, so wie sie es schon einmal getan hatte, als aus der Wölfin ein Mensch geworden war.

Mit Nadine hatten sich meine Gedanken immer wieder beschäftigt. Ich hatte mir natürlich wahnsinnig viele Vorwürfe gemacht und bekam jetzt bereits Angst davor, ihr zu begegnen. Wenn sie mir als Blutsaugerin gegenüberstand, waren wir Todfeinde. Da konnte und durfte niemand auf den anderen Rücksicht nehmen. Dann hätte ich sie vernichten müssen. Hoffentlich zog sich das noch lange hin.

»He, John, wo bist du mit deinen Gedanken?« Tippys Stimme riss mich wieder in die Realität zurück.

»Sorry, ich habe gerade über etwas nachgedacht.«

»Nicht über den Bogie-Mann, wie?«

»So ist es.« Ich schaffte ein kantiges Lächeln. »Es gibt auch noch andere Dinge, die mir durch den Kopf gehen.«

»Verstehe ich.« Sie strich durch ihr Haar. »Wie sieht es jetzt aus, John? Sollen wir wieder fahren?«

»Auf jeden Fall müssen wir zum Wagen. Von dort kann ich anrufen.«

»Okay.«

Ich schaute mich noch einmal um. Sehr einsam war es hier unten. Das alte Steinhaus mit der Mühle zählte ich nicht. Das Wasser rauschte aus der Höhe, die Hänge lagen da wie dunkle Matten. Nur an bestimmten Stellen schimmerten sie heller. Dort hatte das Mondlicht einen feinen Schimmer hinterlassen, der die Flächen wie mit Silberstaub puderte.

Ich rechnete für den Rückmarsch eine halbe Stunde. Bergab ging es immer besser als bergauf.

Das Mädchen war schon vorgegangen. Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich deutlich ab. Im Prinzip wurde ich aus Tippy und ihren Schwestern nicht schlau. Sie lebten sehr einsam, schienen allerdings trotz ihrer Abgeschiedenheit einiges zu wissen und hatten sich besonders intensiv mit dem BogieMann beschäftigt.

Weshalb?

Leider ging ich einem Job nach, bei dem das Vertrauen in fremde Menschen zunächst einmal sehr gering war. So erging es mir auch mit Tippy Drake. Mochte sie sich noch so locker und unbekümmert geben, ich wusste nicht, ob ich ihr alles sagen konnte und ob zwischen ihr, ihren Schwestern und dem Bogie-Mann möglicherweise eine Verbindung bestand. Sie hatten sich meines Erachtens zu intensiv mit ihm beschäftigt.

Als wir den Holzsteg erreichten und ihn überklettern wollten, schaute ich noch einmal nach rechts, wo auf der Hangwiese sehr große Steine

lagen.
Wir hatten keinen Nebel, nicht den geringsten Dunst. In dieser Nacht war die Sicht ungemein klar, trotz der Dunkelheit.
Das galt auch für die großen Felsen, die sich in den weichen Boden krallten und auch vom stärksten Sturm nicht bewegt werden konnten.
Aber zwischen ihnen bewegte sich etwas. Da huschte jemand durch die Lücken.
Ich pfiff durch die Zähne und warnte Tippy. Als sie sich umdrehte, deutete ich den Hang hoch. »Da ist jemand!«
»Der Bogie-Mann!«, rief sie schrill, hob ihre Arme und zitterte plötzlich.
Im selben Augenblick trat das ein, was selbst die Orkane im letzten Winter nicht geschafft hatten.
Einer der Steine bewegte sich, hüpfte einmal und rollte als gewaltiger Gegenstand über den Hang in Richtung Tal. Und damit genau auf uns zu…

***

Durch die Hilfe des Föhns hatte Esther Drake ihr blondes Haar schnell getrocknet, die Strähnen dann mit einem Gel eingeschmiert und sich geschminkt: blass die Lippen, etwas ausgeprägter die Augenbrauen, damit sie nicht zu bleich wirkten. Ein wenig Rouge hatte sie noch aufgetragen und ihre Wangen gepudert.
Trotzdem wirkte sie noch ein wenig unsicher, als sie mit schlendernden Schritten an dem fahrbaren Kleiderständer entlangging und ihre Blicke über die dort hängenden Kleider gleiten ließ. Sie trug nur einen Hauch von Slip, denn sie befand sich mitten in der Anprobe.
Die neue Kollektion war fertig, die Erste. Sie hing auf der Kleiderstange.
Nur wenige Teile, dafür ausgesucht und von Hand genäht. Kleider, Röcke, Hosen in unterschiedlichen Weiten und Längen, bunt bedruckt oder einfarbig, aus nicht zu, teuren Materialien hergestellt, aber aus guten, die auch nicht zu teuer und damit verkäuflich waren.
Eigentlich hatte sich Esther Drake schon entschieden. Nur wollte sie es genau wissen und nickte sich selbst zu, als sie neben einem Kleid stehen blieb, dessen Farbe ein modernes Rot zeigte. Kein knalliges oder helles Rot. Dieses hier war tiefer, es zeigte einen Schimmer, der wie reife Himbeeren aussah und auch einen Stich ins Violette hatte. Esther nahm das Kleid vom Bügel, schwang es einmal durch die Luft, bis es zurück auf ihren seitlich ausgestreckten, nackten Arm fiel und seidig über die Haut hinweg glitt.
Für Esther war es nicht einfach ein Kleid: Wenn sie einen Vergleich suchte, dann fiel ihr der Begriff Schöpfung ein. Ja, sie hatte es geschaffen, sie hatte sich den raffinierten Schnitt einfallen lassen und

so etwas musste einfach ein Renner werden.

Natürlich standen fahrbare Spiegel in ihrem Atelier. Sie sorgte für mehr Licht. In der Mitte zwischen zwei Scheinwerferstrahlen blieb sie stehen.

Jeder Mensch ist irgendwie ein Narziss, ein Selbstbewunderer. Auch Esther machte da keine Ausnahme. Als der Spiegel ihren fast unbekleideten Körper abbildete, musste sie einfach stehen bleiben und sich für eine Weile betrachten. Schließlich war sie die Älteste der drei Schwestern und wollte möglichst lange mit den Jüngeren konkurrieren können.

Ja, sie konnte durchaus zufrieden sein. Keine Fettpölsterchen auf der Haut, aber auch nicht zu knochig. Sie war die beste Vorführerin ihrer eigenen Modelle. Da konnten ihr auch die Schwestern nicht das Wasser reichen, die sich eben mit anderen Dingen beschäftigten, wozu auf dem großen Bauernhof genügend Platz war.

Sie hatten ihn gekauft. Eigentlich für ein Butterbrot. Der Besitzer war froh gewesen, ihn loszuwerden. Nach der Renovierung war er zu Besuch gekommen und hatte erlebt, wie sich sein Hof von innen her verändert hatte.

Aus Räumen waren Ateliers geworden und aus den ehemaligen Ställen gemütliche Wohnräume, ohne dass der alte Gestank noch darin festgesessen hätte.

Sie streifte das Kleid über die nackte Haut. Über ihre Lippen huschte ein Lächeln, als der Stoff ihre nackte Haut streichelte. Sie fühlte sich wohl und so sollten sich auch die Frauen fühlen, die ihre Ware kauften.

In drei Boutiquen gab es die Modelle zu kaufen. Alle drei lagen in Glasgow. Esther hoffte allerdings, dass sich auch andere Läden für ihre Mode interessierten. Sie spekulierte natürlich auf London, wo eben die großen Trends gesetzt wurden.

Zum Kleid trug sie Samtschuhe, mit Schwarz und Rot abgesetzt. Zuletzt nahm sie einen Stoffgürtel und schlang ihn locker um die Taille. So wurde die Figur noch besser betont. An Schmuck begnügte sie sich mit einer Perlenkette.

Ihre eigenen Schwestern waren die besten Kritikerinnen. Sie wollte von Marion wissen, was sie von der neuen Kreation hielt.

Marion arbeitete im zweiten Atelier. Es war nicht als Schneiderwerkstatt eingerichtet, lag zum Süden hin, hatte sehr große Scheiben und diente einer Bildhauerin als Werkstätte.

Das heißt, Bildhauerin wollte Marion noch werden. Im Moment befand sie sich in der Aufbauphase, sie übte, sie probierte, sie hatte das Stadium der Töpferei erst kurz zuvor verlassen.

Über den breiten, hellen Gang mit den modernen Bildern an den ebenfalls weißen Wänden schritt Esther auf eine bemalte Tür zu. Das

Motiv zeigte eine zur Faust geballte Hand, die nach oben gereckt war und aus der drei Frauen stiegen.

Drei Schwestern - Esther, Marion und Tippy!

Tippy hatte dieses Motiv gemalt. Es sollte ihren Zusammenhalt verständlich machen. Sie kamen aus einem Stamm, der ihnen die Kraft gab, und sie hielten zusammen.

Tippy und Marion teilten sich das Atelier zur Hälfte. Es war größer als das der ältesten Schwester, die sich gegen die rechte Türhälfte lehnte und eintrat.

Marion war nicht zu sehen, aber Esther konnte von der Tür aus gegen die große Glasfensterfront schauen, hinter der sich die Umgebung wunderbar und selbst schon gemäldehaft abzeichnete.

Die Hänge, die Weite des Landes, die Bergrücken, über denen noch die Sonne hing. Sie war bereits dunkelrot geworden und lieferte ein Farbenspiel, das nicht nur Marion, die Malerin, immer wieder begeisterte.

Esther fand die Schwester auch vor dem Fenster stehend und nach draußen schauend.

Auf Zehenspitzen schlich sie näher. Marion hatte ihren Arbeitskittel ausgezogen. Sie trug ein hautenges, kurzes Kleid aus dünner Wolle. Der tropfenförmige Ausschnitt zeigte die Ansätze ihres festen Busens.

Das blonde Haar mit roten Strähnen trug sie kurz. Wie die Stacheln eines Igels stachen die Strähnen in die Höhe.

Marions Gesicht hatte etwas Kindliches. Manche sagten auch vulgär. Sie wirkte längst nicht so elegant wie Esther. Die etwas dicken Wangen und der Schmollmund machten sie für Männer interessant und Marion geizte nicht mit ihren Reizen.

Sie hatte Esther gehört. Ohne sich umzudrehen, sagte sie: »Du bist da, Esther.«

»Sicher.«

»Tippy ist noch mit ihm unterwegs.«

»Ich weiß.«

Marion hob die Schultern, ohne ihre Haltung zu verändern. »Ich rechne damit, dass sie vor Anbruch der Dunkelheit nicht zurückkehren. Hoffentlich passiert nichts.«

Esther stand jetzt dicht hinter ihr. Marion roch nach Farbe und Terpentin. »Was sollte denn passieren?«

»Das fragst du?«

»Der Bogie-Mann.«

»Ja, er ist unterwegs, wir wissen es.« Marion lachte summend und lehnte sich gegen Esther. »Weißt du, Schwester, ich habe ja keine Furcht vor ihm. Ich nicht.«

»Muss das nicht jeder haben?«

»Weiß ich nicht.« Sie nickte gegen die Scheibe. »Schau hinaus. Ist es

nicht herrlich, diesen Sonnenuntergang erleben zu dürfen? Das ist ein Schauspiel, das man kaum beschreiben kann. Diese Farbenpracht am Himmel, die sich in die heranziehenden Abendwolken hineinschiebt. Es ist außergewöhnlich.«

»Das meine ich auch.«

»Tippy soll ihn malen. Immer wieder haben wir es ihr gesagt. Aber sie will einfach nicht.«

»Sie findet es kitschig.«

»Aber Natur kann nicht kitschig sein.«

»Das sagst du. Manche denken anders darüber. Ich bin ja für die Natur, vor allen Dingen, was die Farben meiner Kollektionen angeht.«

»Du hast es an, nicht?«, murmelte Marion.

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es in der Scheibe entdeckt.«

»Willst du es sehen?«

»Sicher.«

Esther trat einen Schritt zurück, damit sich ihre Schwester umdrehen konnte.

Marion bekam die neuesten Kleider stets als Erste zu sehen. Zudem hatte sie einen Riecher dafür, was sich verkaufen ließ und was nicht. Sie knipste das Licht nicht ein, sie wollte die Farbe bei der natürlichen Beleuchtung sehen.

Esther wusste, was sie ihrer Schwester schuldig war. Einige Male drehte sie sich auf der Stelle, sorgte für das Schwingen des Rocks, der bei schnellen Drehungen sehr hoch glitt und beinahe die Oberschenkel erreichte.

»Nun?«

»Toll, einfach super.«

»Ehrlich?« Sie fragte es beim Drehen.

»Ja, ich lüge dich nicht an. Das Kleid gefällt mir. Ist zwar nichts für meinen Geschmack, aber es wird sich verkaufen, das kannst du mir glauben.«

Esther stand still. »Wir müssen auch verkaufen, Marion, die Kredite laufen weiter.«

»Weiß ich.« Sie lächelte. »So ganz ohne Kundschaft bin ich ja auch nicht. Die Annonce war nicht umsonst.«

»Sag nur.« Esther war aufgeregt. Sie drängte ihre Schwester. »Los, rede doch!«

Marion winkte ab. »Das ist nicht so berauschend gewesen. Ich habe die Annonce ja in einer Fachzeitschrift aufgegeben, die nicht so verbreitet ist.«

»Keine Ausrede. Wie viele Personen haben angerufen?«

»Personen?« Marion lachte. »Eine Person rief an. Sie ist zufällig in der Nähe und möchte vorbeikommen.«

»Hast du Ja gesagt?«
»Sicher.«
Esther überlegte, rieb ihre Handflächen aneinander und schritt auf und ab. »Wie klang ihre Stimme?«
»Was meinst du?«
»Na ja, Marion. War sie interessiert? Hast du herausgehört, ob sie aufgeschlossen ist?«
»Das denke ich schon.«
»Dann könnte es durchaus sein, dass sie meiner Mode ebenfalls positiv gegenübersteht?«
»Das weiß ich nicht so genau. Jessica meinte nur, dass sie sich alles anschauen wollte. Da sie sich verspäten würde, fragte sie nach einer Übernachtungsmöglichkeit.«
»Du hast ihr doch hoffentlich eine bei uns angeboten.«
»Klar. Sie stimmte auch zu.«
»Das ist gut.«
Marion lächelte spöttisch. »Wie meinst du das denn, Schwesterherz?«
»Nur so.«
»Glaube ich dir nicht. Du denkst an den Bogie-Mann, wie? Dass er eventuell hier…«
»Hör auf, bitte!«
»Ja, ja, schon gut. Aber verschließe deine Augen nicht, Schwester. Das wird seine Nacht. Ich habe es im Gefühl.«
»Und John Sinclair?«
»Kann sein, dass er ihn findet. Tippy wird ihm die Leiche an der alten Mühle zeigen.«
»Ob ihn das überzeugt?«
»Weiß ich nicht.« Marion Drake ging zur Seite. Sie betrat den Teil des Ateliers, den sie sich als Arbeitsplatz eingerichtet hatte. Dort standen die Töpferscheiben, die Brennöfen, aber auch die Podeste mit dem noch unbearbeiteten Material, aus dem sie ihre Plastiken herstellen wollte. Sogar Felsblöcke hatte sie in den Raum geschafft. Einen von ihnen wollte sie nur mit Ökofarbe anmalen, um ihn als einen kantigen Farbklecks in einen grünen Garten zu stellen.
Marion interessierte sich nicht nur für die großen Plastiken, sie ließ auch die kleinen nicht außer Acht. Zudem konnte sie die besser verkaufen, besonders auf den Floh- und Trödelmärkten machte sie damit gute Geschäfte.
Auf einem breiten Regal hatte sie ihre letzten Werke abgestellt. Esther kannte sie alle, bis auf eines.
»Was ist das denn?«
»Welches?«
»Das Letzte in der Reihe.«
»Ist neu.«

»Sehe ich.«
»Und was bedeutet es?«
»Geh hin!«
Esther nahm die kleine Figur in die Hand. Sie war kaum größer und pechschwarz. Von ihr strahlte etwas ab, das Esther seltsam berührte.
»Nun?«
»Ich komme damit nicht klar.« Esther drehte die Figur, die mehr einem Klumpen glich, herum - und erschrak.
Ein sehr böses Gesicht starrte sie an!
Esther Drake kam damit nicht zurecht. Sie wollte einen Kommentar abgeben, brachte aber nur ein Zucken der Lippen zustande. Das Gesicht sah aus, als wäre es von zwei Seiten her zusammengedrückt worden. Zudem hatten sich die Proportionen sehr schief verteilt, aber eines war geblieben. Die kleinen, bösen Augen, die etwas Unheimliches abstrahlten.
Esther hatte ihren ersten Schock sehr bald überwunden. Vorsichtig stellte sie die zusammengesunkene und klumpige Gestalt wieder zurück auf das Brett.
»Jetzt bist du geschockt, wie?«
»Nicht eben begeistert.«
Marion nickte. »Eine andere Frage, Schwesterlein. Weißt du denn, wer das ist?«
Esther holte durch die Nase Luft. »Das ist er, nicht?«
»Richtig!«, erwiderte Marion fast jubelnd. »Ich habe es endlich geschafft, ihn zu modellieren. Wir wissen jetzt, wie der Bogie-Mann aussieht.« Sie nahm die Figur an sich und küsste sie.
»Ist sie nicht wunderbar geworden, Schwester?«
Esther wollte ihr nicht wehtun und antwortete indirekt. »Die Geschmäcker sind eben verschieden.«
»Aber so sieht der Bogie-Mann aus«, flüsterte Marion. Sie war erregt. In ihren Augen lag ein Glitzern, das nur schwer erklärt werden konnte.
»Wenn ich dich so reden höre, könnte man meinen, dass dir der Boogie-Mann etwas bedeutet.«
»Dir nicht, Esther?«
»Er ist ein Mörder.«
»Stimmt.«
»Er tötet Kinder…«
»Moment.« Marion hob den Arm. »Das sagt man, aber Kinderleichen sind nicht entdeckt worden.«
Die Antwort passte Esther nicht. »Himmel, wie kannst du nur so sprechen, Marion?«
»Ich sehe die Lage so, wie sie ist. Das solltest du auch.«
»Ich weiß ja.«
Marion wechselte das Thema. »Wirklich, Schwester. Dieses Kleid

steht dir ungemein gut. Obwohl das Design ja nicht neu ist, sieht es neu aus. Das ist die Kunst.«

»Ich hoffe nur, dass es sich verkaufen lässt.« Esther strich über ihren Körper. »Es ist einfach super. Ich fühle mich sauwohl darin, weißt du?«

»Dann lass es doch an.«

Esthers Augen leuchteten. »Meinst du wirklich oder sagst du das nur so?«

»Ich meine es so.«

»Wenn das so ist«, sie lächelte hintergründig, »ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, es anzubehalten.«

»Dann kann unser Besuch gleich sehen, wie es aussieht, wenn es jemand trägt. So etwas ist immer von Vorteil.«

»Stimmt genau.«

»Arbeiten werde ich nicht mehr. Ich warte nur noch auf Jessica. Sie hat es mir gesagt. Ob du es glaubst oder nicht, ich habe den Nachnamen tatsächlich vergessen.«

»Ist nicht tragisch.«

Die Schwestern verließen das Atelier und gingen den Gang bis zum anderen Ende durch. Dahinter lag ihr großer Wohnraum. Er hatte früher ebenfalls die Küche des Bauernhauses beherbergt, war allerdings noch erweitert worden, barg auch die Küche in sich, diente zugleich als Wohn- und Aufenthaltsraum.

Eingerichtet mit hellen Möbeln und ebenfalls hellen Stoffen sowie fast weißen Fliesen wirkte er größer, als er tatsächlich war. Licht flutete durch die Fenster herein.

In L-Form war die Küche angelegt worden, wo Marion die Kaffeemaschine anstellte. »Möchtest du auch eine Tasse, Esther?«

»Nein, ich nehme einen Weißwein.«

»Der Sancerre steht im Kühlschrank. Die Flasche ist angebrochen. Ich habe am Nachmittag ein Glas getrunken.«

»Gut.«

Marion winkte von der Tür. »Ich gehe eben duschen. Wenn der Kaffee durch ist, bin ich fertig.«

»Mach das.« Esther hörte die Schritte ihrer Schwester auf der Holztreppe verklingen. Die Schlafräume lagen in der oberen Etage und ebenso die beiden Badezimmer.

Es war mittlerweile dunkler geworden. Die Strahlen der Sonne tupften im Westen nur noch gegen die Spitzen der Berge und ließen sie glühen. In den Tälern lag bereits die Dämmerung und schuf ein ungewöhnliches Zwielicht, das für eine seltsame Stimmung sorgte.

Die drei Schwestern hatten sich nicht grundlos diese Einsamkeit ausgesucht. Sie liebten das Land, sie waren ein Teil von ihm und sie konnten hier ungestört arbeiten, ohne zu weit von der nächsten

Ansiedlung entfernt zu sein.

Wenn sie ausstellten, benutzten sie für ihren Transport ihren Kleinlaster. Die normale Straße führte nicht direkt bis zum großen Bauernhaus. Wo sie endete, begann ein Schotterweg, der vor dem Haus in einen kleinen Platz mündete.

Esther schaute gegen das Weinglas, das von außen her beschlug. Es war sehr warm gewesen, eigentlich zu warm. Hinzu war noch die feuchte Schwüle gekommen, die man hier oben in den Bergen nur selten erlebte. Sie trank den Wein in kleinen Schlucken, rauchte dabei eine Zigarette, hockte in einem schmalen Leinensessel, schaute nach draußen und änderte ihre entspannte Haltung, als sie die Lichter sah, die von der Straße abgebogen waren und direkt auf ihr Bauernhaus zeigten.

Besuch kündigte sich an.

Das musste diese Jessica sein, von der Marion gesprochen hatte. Ausgerechnet jetzt war sie unter der Dusche.

Als der Wagen stoppte, war Marion auch wieder da.

»Ein Glück, dann kannst du sie empfangen.«

»Klar, mache ich.« Das kurz geschnittene Haar glänzte noch nass. Marion ließ es stets an der Luft trocknen. »Wie sieht sie denn aus? Spießig?«

»Keine Ahnung, sie war noch im Wagen.«

Marion stellte sich auf die Zehenspitzen, erhaschte aber keinen Blick mehr auf die Besucherin, die bereits im toten Winkel des Eingangs verschwunden war. Nur den Wagen konnte sie sehen. Es war ein dunkelroter Rover Vitesse.

»Irgendwie passt mir der Besuch nicht so recht«, murmelte Esther.

»Warum nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie kannst du das fragen? Denk an ihn, an den Bogie-Mann.«

»Na und?« Marion hob die Schultern. »Wenn sie auf ihn trifft, hat sie Pech gehabt…«

***

Der verdammte Felsen rollte!

Zuerst relativ langsam. Da der Hang jedoch ein starkes Gefälle hatte, bekam er immer mehr Tempo und blieb auch nicht auf der gleichen Bahn. Über Hindernisse sprang er hinweg, wurde hochgewuchtet, prallte wieder auf, änderte seine Richtung mal nach links oder rechts, riss kleinere Steine mit, sodass wir bereits von einer Mini-Lawine sprechen konnten. Es war schwer, dem Brocken auszuweichen, weil wir nie wussten, wo er beim nächsten Sprung aufsetzen würde.

Begleitet wurde seine Reise ins Tal hinein von dumpfen, manchmal leicht grollenden Geräuschen oder hell klingenden Lauten, die von den

kleineren Steinen verursacht wurden, die er mitgerissen hatte.

In den ersten Sekunden hatten wir beide uns nicht gerührt. Tippy vor Schreck nicht, ich wollte zunächst schauen, wo der Felsen landen würde.

Als er die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht hatte, wurde es für uns Zeit.

Glücklicherweise waren wir noch nicht zu hoch gelaufen. Wir konnten noch wegkommen.

Ich umklammerte Tippys rechtes Handgelenk und zerrte sie ebenfalls nach rechts weg.

»Renn, Mädchen!«

Wir liefen auf das alte Haus mit der Mühle zu. Leider war schon jetzt zu erkennen, dass wir es nicht erreichen würden. Der Stein war schneller. Hinter und neben uns hörten wir das Getöse, als er heranrollte. An den schattenhaften Bogie-Mann dachte ich nicht mehr, zunächst mussten wir unser Leben in Sicherheit bringen.

Einmal riskierte ich einen Blick über die Schulter. Der Fels war nicht zu stoppen. Er tanzte den Hang hinab. Nach jedem Aufticken bekam er wieder neuen Schwung und sprang deshalb um so höher, um anschließend wieder an Geschwindigkeit zuzunehmen.

Dann rauschte er vorbei.

Umgeben von zahlreichen kleineren Steinen, manche groß wie Köpfe, raste er hinter uns vorbei.

Nur Staub erwischte uns, zudem einige Splitter, mehr aber nicht, und wir konnten dem Herrgott danken, dass wir nicht ausgerutscht und gefallen waren.

Wir waren beide stehen geblieben. Tippy umklammerte noch immer mein Handgelenk. Und so schauten wir zu, wie der mächtige Felsbrocken zusammen mit dem heruntergerissenen Geröll über die Talmulde sprang und in den kleinen See hineindrosch, wo das Wasser fontänenartig aufspritzte und anschließend Wellen schlug, die an den verschiedenen Ufern ausliefen.

»Das war knapp«, flüsterte Tippy, die eine Gänsehaut bekommen hatte. »Sogar sehr knapp.«

»Ja, und ob.«

»Was machen wir jetzt?«

»Gar nichts.«

»Wie…?«

»Zumindest du nicht. Ich werde mich auf die Suche nach unserem Freund machen.«

Tippy konnte es nicht fassen. »Du - du willst dir den Bogie-Mann holen, John?«

»Ja. Oder hat ein anderer den verdammten Felsbrocken geschleudert?«

»Nein, das nicht, aber…«

»Was aber?«

»Den wirst du nicht packen.«

Da mochte sie Recht haben. Ich schaute schon die ganze Zeit über dorthin, wo wir die schattenhafte Gestalt gesehen hatten. Sie war nicht mehr da. Wenigstens sah ich sie nicht, obwohl ich dabei das Gefühl nicht los wurde, auch weiterhin von dieser unheimlichen Gestalt beobachtet zu werden.

»Nun?«

Ich hob die Schultern. »Weißt du, Tippy. Man soll nie aufgeben. Ich will es trotz allem versuchen.«

»Und was mache ich?«

»Hier warten.«

»Nein, nicht allein!«

Da hatte sie Recht. Ohne mich war sie schutzlos und ein ideales Opfer für den Bogie-Mann. Uns blieb nichts anderes übrig, als den Weg zum Auto zu gehen und wegzufahren.

»Okay, Tippy, ich habe mich entschieden. Ich werde nicht allein gehen. Ich nehme dich mit und setze dich bei deinen Schwestern ab.«

»Dann willst du noch mal zurück?«

»Ja.«

»Das wird aber spät werden.«

»Ich habe Zeit.«

Eine Überraschung hatten wir hinter uns, die nächste folgte prompt, und sie ähnelte der ersten, denn fast an derselben Stelle, nur nach links versetzt, löste sich wieder etwas und rollte den Hang sehr schnell herab.

Zuerst dachten wir beide an einen Felsen, aber so rund war kein Stein, und so lautlos schlug er auch nicht auf.

»Das ist ein Reifen, John!«

Mir standen die Haare zu Berge, als ich den Weg des Reifens verfolgte. Ein schlimmer Verdacht keimte in mir auf, der wenig später bestätigt wurde, als wir den Reifen auf der Wasserfläche schwimmen sahen. Wie der Felsblock war auch er im See gelandet.

»Was hast du denn, John?«, fragte Tippy, als sie mein Gesicht sah. »Kennst du ihn?«

»Und ob. Er gehört zu meinem Wagen.«

Sie erschrak laut, presste ihre Hand gegen die Lippen und erbleichte. »Soll das heißen, dass der Bogie-Mann sich ihn genommen hat?«

»Ich glaube schon.«

Tippy schloss für einen Moment die Augen. »Verdammt noch mal, dann sitzen wir hier fest.«

»Nicht ganz. Wir müssen nur zu Fuß gehen, das ist alles.«

Tippy hatte sich wieder gefangen und dachte nach. »Wenn das so ist,

können wir abkürzen.«
»Wie meinst du das?«
»An der Mühle vorbei, über das Geröllfeld, dann erreichen wir auch die Straße. Es ist nicht weit. Es gibt sogar Leute, die über das Feld fahren.«
»Mit einem Rover?«
»Mit einem Geländewagen.«
Ich nickte. »Okay, gehen wir zu Fuß.« Einen letzten Blick warf ich noch dorthin, wo ich den BogieMann zum ersten Mal als schattenhafte Gestalt gesehen hatte.
Ich kannte die Geschichten über ihn, die mich nicht eben begeistert hatten. Oft genug hatte ich den Sagen nicht geglaubt. Nun sah ich die Sache anders. Der Bogie-Mann existierte. Wer immer sich auch hinter diesem Synonym verbergen mochte, eines stand fest: Er war gefährlich und mörderisch!
Tippy war schon vorgegangen. Auf der weiten Fläche wirkte sie verloren. Um uns herum reckten sich die Berge in die Höhe. Wie gewaltige Wächter schauten sie auf uns herab.
Ich wurde unwillkürlich an die Schlucht der Stummen Götter erinnert, in der die Väter des Eisernen Engels begraben worden waren, und ein Schauer rann über meinen Rücken.
Das Haus mit der alten Mühle lag direkt am Seeufer. Der Zufluss, dessen strömendes Wasser früher das Mühlrad angetrieben hatte, bestand nur noch aus einem trockenen Bett. Die Schaufeln des alten Mühlrads waren verfault. An manchen Stellen zeigte das Holz auch Risse.
Tippy hatte auf mich gewartet. Als ich ihr ängstliches Gesicht sah, wunderte ich mich.
»Hast du was?«
»Weiß ich auch nicht. Aber ich glaube, da ist jemand.« Sie drehte sich lautlos um und deutete auf das alte Mauerwerk.
»Wer denn?«
»Der Bogie-Mann?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Dann hätten wir ihn gesehen.«
Tippy schauderte.
»Ich sehe mal nach«, sagte ich, um sie zu beruhigen.
Sie klammerte sich an mir fest. »Nimm mich mit, John. Bitte, nimm mich mit.«
»Was hast du?«
»Angst!«
Ich runzelte die Stirn. Da hatte sie nicht ganz Unrecht. Auch mir war nicht wohl.
Ich lächelte. »Okay, aber bleib an meiner Seite.«

»Das mache ich doch.«

Wir mussten eine Steintreppe hochsteigen, um die alte Tür zu erreichen, die nicht geschlossen war.

Sie stand so weit offen, dass sich ein Mensch durch den Spalt drücken konnte.

Ich ging vor. Hinter mir setzte Tippy ihre Schritte sehr behutsam. Die Taschenlampe hielt ich bereit, ohne sie einzuschalten. So geräuschlos wie möglich schob ich mich in den Raum hinter der Tür hinein und schnupperte wie ein Tier, das die Beute wittert.

Ich roch den alten Staub, ich schauderte auch unter der feuchten Kühle zusammen, aber ich hörte nichts, was auf die Anwesenheit eines Menschen hingedeutet hätte.

»Ist alles okay?«, wisperte das Mädchen hinter mir.

»Ja.«

Sie kam mit schleichenden Schritten und blieb neben mir aufatmend stehen. Wir beide waren nicht mehr als schattenhafte Gestalten in einer merkwürdig grauen Dunkelheit, die uns zu schlucken schien.

Der Raum war nicht sehr groß. Zwei kleine Fenster lagen so, dass der Betrachter durch sie auf den Hang schauen konnte, von dem der Felsen gerollt war.

»John, ich habe Angst.«

»Weshalb?«

»Weil hier der Bogie-Mann lauern kann.« Sie wisperte die Worte. »Das Versteck ist ideal, finde ich.«

So gesehen hatte sie Recht. Dann aber hätten wir ihn sehen müssen, das sagte ich ihr auch.

»Es gibt hier viele Deckungen«, fügte sie hinzu.

»Was macht dich denn so nervös?«, fragte ich. »Nur der Bogie-Mann?«

»Reicht das nicht?«

Ich wechselte das Thema. »Willst du nicht doch lieber draußen warten, Tippy?«

»Dann bist du ja nicht bei mir.«

Das Verhalten des Mädchens berührte mich seltsam. Mir kam es beinahe so vor, als würde es sich den Bogie-Mann herbeiwünschen, was möglicherweise auch stimmte, denn sie setzte Hoffnungen auf mich, dass es mir gelang, den Killer zu stoppen.

Im Licht der Lampe sah ich, dass sich niemand in diesem Raum aufhielt. Aber ich entdeckte Fußspuren und die wiederum stammten bestimmt nicht von uns.

Auch das Mädchen hatte sie gesehen. »Hier war jemand, nicht?«

»Bestimmt.«

Sie sprach den Namen nicht aus.

Ihrem heftigen Atem entnahm ich, dass der Bogie-Mann durch ihren

Kopf spukte. Bevor ich sie fragen konnte, reagierte Tippy für mich völlig unverständlich. Sie drehte sich auf dem Absatz um und rannte weg.

Wie eine Furie stürmte sie aus dem Haus. Was in sie gefahren war, wusste ich nicht. Vielleicht war die Furcht doch zu groß gewesen. Ich lief nicht hinter ihr her. Wenn ich den Bau schon betreten hatte, wollte ich ihn mir auch genauer anschauen.

Der Lichtstrahl ging auf Wanderschaft. Ein schmaler Durchgang lockte mich an.

Wieder landete ich in einem Raum, kleiner als der erste. In ihm stand eine alte Holzbank direkt über dem schmalen Fenster. Ein weiterer Durchgang führte nach rechts.

Ich nahm ihn und fand mich in einem Flur wieder. Links von mir wirkte die alte Steintreppe sehr wuchtig. Sie schraubte sich in zwei Wendeln in die Höhe.

Rechts konnte ich in die Mühle gelangen. Aus ihr drang mir der Geruch von Staub oder Mehl entgegen. So genau konnte ich das nicht unterscheiden.

Ich ging davon aus, dass auch die Mühle leer war, betrat sie, sah die mächtigen Steinräder über mir, auch die alten Säcke und das große, eiserne Kurbelrad, mit dem die Mühle per Hand angetrieben werden konnte, wenn der Bach einmal nicht genügend Wasser führte.

Und ich sah die Gestalt, die sich aus der Dunkelheit neben den Steinen löste und eine Brechstange in der Hand hielt, deren Spitze mich bedrohte.

»Wenn du weiter vorgehst, stoße ich sie dir durch den Körper!«, flüsterte der Mann…

***

Ich hatte meine Beretta nicht gezogen. Auch meine Furcht oder Beklemmung hielt sich in Grenzen.

Mit Brechstangen bewaffnete Typen würde ich schon schaffen können, aber ich stellte mir gleichzeitig die Frage, ob das der gesuchte Bogie-Mann war.

»Licht aus!«, zischte er.

»Ist gut.«

Die Gestalt verschwand, um wenig später in Umrissen wieder zu erscheinen, wobei die Spitze der Brechstange matt schimmerte. Wenn er sie vorrammte, konnte er sie mir durch die Bauchdecke stoßen. Kein angenehmes Gefühl für mich.

Vom Aussehen her konnte er durchaus der Bogie-Mann sein. Bevor ich das Licht ausknipste, hatte ich mir seinen Anblick eingeprägt. Eine eckige, nicht sehr große Gestalt, die durch ihr dunkles Aussehen noch kompakter wirkte.

Er kam langsam näher. Ich roch ihn auch. Der Mann stank nach Schweiß und Moder.

»Wer bist du?«

»Vielleicht suche ich jemanden.«

»Und wen?«

»Den Bogie-Mann!« Ich hatte die Antwort bewusst gegeben, um ihn zu provozieren. Er blieb relativ gelassen, hob nur den Kopf etwas an, als wollte er gegen die Decke schauen. Von seinem Gesicht war nur wenig zu sehen, weil der Bart ihn wie ein schwarzes Buschwerk umgab. Auf seinem Kopf saß die flache Strickmütze wie ein alter Topflappen.

Komischerweise lachte er. Es klang nicht freundlich, eher rau und abgehackt. »Wer sucht den Bogie-Mann?«

»Ich!«

»Und wer bist du?«

Ich sagte meinen Namen.

Diese Ehrlichkeit schien ihn zu beeindrucken, denn er senkte seine Waffe. Gleichzeitig machte er mir allerdings klar, dass ich kein Recht hätte, den Bogie-Mann zu suchen.

»Und weshalb nicht?«

»Ich bin derjenige. Ich, Dermott, habe geschworen, den Bogie-Mann zu vernichten. Und ich werde ihn auch stellen, das weiß ich. Er befindet sich in der Nähe.«

»Das weiß ich.«

»Dann hast du ihn gesehen?« Er fragte es hastig, als hinge viel von meiner Antwort ab.

Ich nickte und holte gleichzeitig die Zigarettenschachtel aus der Tasche. »Auch eine?«

»Ja.«

Er bekam das Stäbchen, Feuer und auch die Antwort. »Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Hier?«

Während wir rauchten, berichtete ich von der sehr gefährlichen Begegnung.

Dermott hörte mir mit offenem Mund zu. Ich hatte den Bogie-Mann auch beschrieben, und da nickte er noch einmal. »Ja, Sinclair, so kann er aussehen. Muss aber nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil er auch andere Gestalten annehmen kann. Er ist da sehr flexibel.«

Ich hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, so genau habe ich mich mit dem Bogie-Mann noch nicht beschäftigt. Ich weiß nur, dass er die Person war, mit der man den kleinen Kindern früher Angst gemacht hat.«

»Nicht nur früher, auch heute noch. Und er ist heute schlimmer denn je, Sinclair.«

»Das müsstest du mir erklären.«

»Er ist zurückgekommen.« Unmotiviert fing er an zu kichern. Dann strich er durch seinen Bart.

»Weißt du, Sinclair, der Bogie-Mann ist schlau, sehr schlau. Und«, Dermott hob seine Stimme an, »gleichzeitig auch sehr empfindlich.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Er mag es einfach nicht, wenn man ihn verleugnet. Es gibt ihn, das sollen die Menschen wissen. Wenn er stark verleugnet wird, schlägt er zu, dann mordet er, dann kennt er keine Gnade.« Dermott nickte. »Ja, man muss ihm den nötigen Respekt erweisen.« Er saugte an der Zigarette, bekam den Rauch in die falsche Kehle und fing an zu husten. »Man hat es nicht getan.«

»Deshalb mordete er. Wir haben ein Grab entdeckt.«

Dermott trat die Zigarette aus. »Ich weiß, denn ich kenne es.«

»Dann kennst du noch mehr Gräber?«

»Nicht alle.«

»Und die Kinder?«

»Er hat sie sich geholt, Sinclair. Er hat sich tatsächlich die Kinder geholt. Ich wusste das.«

»Und warum hast du nichts dagegen getan?«

Dermott legte den Kopf schief. »Er hat, sie nicht mehr, Fremder. Die Kinder sind weg. Ich habe sie gefunden, ich habe sie befreit und das weiß der Bogie-Mann.«

Ich war nicht so ganz mitgekommen. »Moment mal, du hast die Kinder aus seinen Klauen befreit?«

»So ist es.«

»Wann denn?«

»Heute. Und darauf bin ich sehr stolz.«

Ich schlug ihm auf die Schulter. Seine Kleidung war feucht. »Das kannst du auch sein.«

»Nur bin ich jetzt sein Feind. Ich weiß, dass er mich töten will. Ich habe mir die alte Mühle ausgesucht, um auf ihn zu warten. Er wird kommen und versuchen, mich umzubringen.«

»Das kann ich mir denken.« Ich dachte einen Moment scharf nach. »Wie bist du hergekommen?«

»Mein alter Jeep steht hinter dem Haus. Hast du ihn nicht gesehen, Sinclair?«

»Nein.«

»Er ist nicht mehr der Beste, aber er schafft die Strecke noch. Darauf kommt es an.«

»Gut, dann werden wir gemeinsam auf ihn warten. Ich will ihn nämlich auch haben. Seinetwegen bin ich gekommen.«

»Mit Tippy, nicht?«
»Du kennst sie?«
»Klar, sie und ihre Schwestern. Sie sind in der Gegend bekannt.« Dermott räusperte sich. »Nur verstehe ich nicht, dass sie weggelaufen ist. Ich habe euch beobachten können.«
»Sie hatte Angst.«
Er hob die Schultern. »Mag sein.«
»Wieso? Glaubst du mir nicht?«
»Ich weiß nicht, was ich alles glauben soll, John Sinclair. Ich werde einfach abwarten.«
»Wobei du davon ausgehst, dass er kommt, um dich zu töten?«
»So ist es. Er muss es tun. Er kann nicht hinnehmen, dass es jemanden gibt, der seine Pläne stört.«
»Wenn du so gut über ihn Bescheid weißt, Dermott, darf ich dann fragen, wie er aussieht?«
»Ja, das darfst du. Es gibt ihn ja nicht nur einmal, erzählt die Legende. Er ist öfter vorhanden. Man beschreibt ihn als schwarze Erscheinung, gedrungen, behaart, mit hässlichem, grinsendem Gesicht. Dann soll er noch nach Schwefeldampf stinken, weil er direkt aus der Hölle und von des Teufels Thron stammt. Aber er kann auch andere Gestalten annehmen und Menschen täuschen.« Dermott nickte und wiederholte sich mit versonnen klingender Stimme selbst. »Ja, das kann er…« Plötzlich riss er die Brechstange hoch.
Ehe ich mich versah, drückte er die flache Spitze gegen meinen Hals.
»He, was soll…?«
»Ganz ruhig, Junge, ganz ruhig. Ich habe eben von einer anderen Gestalt gesprochen. Begreifst du?«
Ich lachte ihn an. »Du meinst also, dass der Bogie-Mann in meiner Gestalt steckt?«
»Wäre das so unmöglich?«
»Nein, das nicht.« Ich sah, dass seine Augen in wildem Jagdfieber funkelten. »Keine Sorge, ich bin es nicht.«
»Kannst du es beweisen?«, zischte er über die Brechstange hinweg in mein Gesicht.
»Ich kann dir meinen Ausweis zeigen.«
»An den glaube ich nicht.«
»Dann musst du mir gestatten, dass ich etwas unter meinem Hemd hervorhole.«
»Was denn?«
»Gestattest du es mir?«
Er zögerte eine Weile. »Wenn ich aber merke, dass du mich betrügen willst, steche ich zu.«
»Dagegen habe ich nichts.«
»Dann los!«

Ich fasste hinter meinen Kopf und nahm die Silberkette zwischen die Fingerspitzen. Ich zog an ihr und gleichzeitig rutschte das Kreuz von der Brust hoch in Richtung Kehle. Sein Anblick musste eigentlich Beweis genug für Dermott sein. Es war unmöglich, dass der Bogie-Mann mit einem Kreuz durch die Gegend lief.

Dermott bekam große Augen, als er meinen silbernen Talisman entdeckte. »Welch ein Kreuz!«, flüsterte er.

»Sehr richtig. Glaubst du mir nun? Oder denkst du, dass ich als Bogie-Mann ein Kreuz bei mir trage?«

»Nein, das nicht.«

»Na bitte.«

Er nahm die Brechstange von meinem Hals weg, hob die Schultern und sagte: »Man muss eben vorsichtig sein. Ich bleibe bei meinem Plan und warte hier auf ihn.«

»Und ich bin gleich wieder bei dir.«

»Willst du dich draußen umschauen?«

»Klar, nach Tippy.«

Dermott setzte sich auf eine alte Holzbank ohne Rückseite. »Ja, sie hat ungewöhnlich reagiert. Ich konnte mich darüber wirklich nur wundern. Plötzlich war sie weg. Gebe der Herrgott, dass sie dem Bogie-Mann nicht in die Finger gelaufen ist.«

»Das hoffe ich auch.«

»Wo willst du mit deiner Suche anfangen?«

»Vielleicht am See.«

»Kannst du machen. Ich wünsche dir Glück. Wenn du zurückkommst«, sagte er grinsend. »Ist vielleicht schon alles vorbei. Dann habe ich ihn mir geschnappt.«

»Wie willst du ihn töten?«

Dermott hob die Brechstange an. »Ich jage ihm die Spitze durch den verdammten Schädel.«

»Das reicht?«

»Und ob, Sinclair!«

Er war der Chef, er musste es wissen. Ich nickte ihm noch einmal zu und verließ die Mühle - mit einem verdammt unguten Gefühl. Ich kam mir vor wie jemand, der auf dem Weg zum Ziel war, aber jedes Mal daran vorbeirannte.

Das musste sich ändern!

***

Dermott hockte in der Dunkelheit. Momentan kreisten seine Gedanken nicht um den Bogie-Mann.

Er ärgerte sich darüber, dass Sinclair gegangen war, ohne ihm eine zweite Zigarette überlassen zu haben. Die erste hatte ihn süchtig gemacht.

Egal, seine Schuld.
Sinclair war der Mann mit dem Kreuz. Aufgetaucht wie ein Gespenst, zusammen mit Tippy, aber nicht der Bogie-Mann. Ein Fremder, der den Killer jagte, der das Gespenst aus der Hölle vernichten wollte, ein Mann so ähnlich wie er.
Dennoch wusste er einfach zu wenig über Sinclair. Er hätte sich noch erkundigen sollen. Jetzt war es zu spät. Sinclair huschte irgendwo draußen am See herum, um Tippy zu suchen. Es konnte durchaus sein, dass er dem Bogie-Mann in die Arme lief und Dermott umsonst hier wartete.
Er schaute zu Boden, obwohl er ihn in der Dunkelheit kaum erkennen konnte. Irgendetwas machte ihn unsicher. Es lag nicht am Erscheinen des Fremden, nein, es kam ihm vor, als hätte er etwas vergessen oder nicht beachtet. Eine wichtige Sache, ein Detail, das sich in eine Lawine verwandeln konnte.
Was war es nur?
Jedenfalls hing es mit den Personen zusammen, die ihm nicht bekannt waren.
Er holte sich die Szenen der Verfolgung des Bogie-Manns wieder ins Gedächtnis zurück. Ein paar Mal hatte er bereits die Chance bekommen, ihn anzugreifen. Er hatte darauf verzichtet, weil er zunächst die Kinder befreien wollte.
Das war ihm auch gelungen. Dieser Bogie-Mann hatte ihn zum Versteck geführt und war nicht mehr dabei gewesen, als er den Kindern die Freiheit gab.
Sie wären tot gewesen, das stand fest. Aber der Bogie-Mann hatte auch andere Menschen auf dem Gewissen, wie den Forsthelfer Ernest, dessen Grab ganz in der Nähe lag.
Auch Sinclair hatte es gefunden. Wahrscheinlich durch Tippys Hilfe, die sich gut auskannte und einfach verschwunden war, als sie die Mühle hatte betreten sollen.
Darüber wunderte er sich auch. In Sinclairs Nähe wäre sie sicherer gewesen. Weshalb hatte sie dann den anderen, den mühseligeren und auch gefährlicheren Weg eingeschlagen?
Dermott wusste es nicht. Auf keinen Menschen konnte er sich mehr verlassen. Seit er zur Jagd auf den Bogie-Mann geblasen hatte, gab es für ihn nur eine Waffe.
Seine Brechstange!
An sie hatte er sich gewöhnt. Mit ihr konnte er beinahe mit artistischer Geschicklichkeit umgehen.
Er war darin einmalig. Ob Mensch, ob Monster, er wollte beiden keine Chance lassen, wenn sie auf der anderen Seite standen.
Der Rauch beider Zigaretten hing wie kalter Staub zwischen den feuchten Wänden. Still war es.

Nicht einmal das alte Gebälk über ihm arbeitete.

Die Bank war staubig. Über den Boden krochen Insekten. Dann quietschte die Tür am Hauseingang.

Sofort schreckte Dermott zusammen. Obwohl er noch keinen Eindringling sah, ging er davon aus, dass er sich innerhalb der beiden Häuser nicht mehr allein befand.

Er stand auf. Die Brechstange hielt er locker in der rechten Hand, die scharfe Stelle nach vorn gerichtet. Wenn jemand in die Mühle wollte, würde er ihn hören, denn der Bretterboden im Mühlenbereich ließ ein Schleichen nicht zu.

Hinter ihm befanden sich die steinernen Mühlenräder. Sie funktionierten noch, das hatte er selbst ausprobiert. Irgendjemand hatte die Mahlvorrichtung aus lauter Langeweile überholt.

Er brauchte praktisch nur einen Hebel zu drücken, um für eine Drehung der Räder zu sorgen.

Mit diesem Gedanken bewegte sich Dermott auf den Ausgang zu. Er wollte in das Haus gehen, nachschauen und dem Bogie-Mann möglicherweise dort gegenübertreten.

Es blieb beim Vorsatz.

Von einer Sekunde zur anderen war alles anders.

Mit einem gewaltigen Getöse brachen hinter ihm die Bohlen des Fußbodens auseinander.

Sie wirbelten in die Höhe, ein Loch war entstanden, aus dem wie ein pechschwarzer, haariger Teufel der Bogie-Mann hervorstieß…

***

Ich sorgte mich um Tippy!

Weshalb war sie so plötzlich verschwunden? Sie musste gewusst haben, dass der Bogie-Mann in der Nähe lauerte. Wollte sie ihn bewusst provozieren und ihm in die Arme laufen?

Das konnte ich nicht glauben, denn so verrückt war kein Mensch. Wer begab sich schon freiwillig in Lebensgefahr?

Es lag mir auf der Zunge, nach Tippy zu schreien. Das ließ ich bleiben. Sollte der Killer bisher nicht aufmerksam geworden sein, würde er es werden, wenn ich rief.

Ich konnte nur hoffen, dass Tippy in Richtung See verschwunden war. Woanders hätte ich sie kaum gefunden, dazu war die Gegend zu unübersichtlich.

Ich lief über den harten, mit Grasbüscheln bewachsenen und grauen Steinen bedeckten Boden auf das Ufer des dunkel schimmernden Sees zu. Seine Oberfläche war nicht nur schwarz, sie zeigte auch einen gewissen Grünstich, der sich wie ein Farbklecks auf dem Wasser ausgebreitet hatte.

Über mir am Himmel stauten sich die dicken Wolkenberge, die nur

hin und wieder eine Lücke zeigten, durch die dann der freie Himmel zu erkennen war.

Was oft so nah aussieht, kann manchmal sehr weit sein. Das erlebte ich an diesem Abend, denn bis zum Seeufer hatte ich eine ziemliche Strecke zurückzulegen.

Auf den letzten Yards lief ich nur über kleine Steine, die auf feuchtem Untergrund lagen. Nicht weit entfernt sprudelten die schmalen Wasserarme dem See entgegen.

Dort sah ich Tippy!

Es musste einfach das Mädchen sein, das geduckt auf einem höheren Stein hockte, mir den Rücken zudrehte und auf den See schaute. Wahrscheinlich war sie derart tief in Gedanken versunken, dass sie mich noch nicht bemerkt hatte.

Ebenso wie ich hätte sich auch der Bogie-Mann anschleichen können. Was Tippy da machte, war schon lebensmüde.

Ich ging näher an sie heran und wollte sie behutsam ansprechen, als sie mir zuvorkam.

»Du bist es, John.«

Ich blieb stehen. »Zum Glück.«

Sie ging nicht darauf ein. »Willst du dich nicht neben mich setzen, John? Der Stein ist breit genug.«

Ich blieb zunächst einmal stehen. Tippy hatte ihre Haltung nicht verändert. »Ich starre gern auf das Wasser. Es beruhigt mich immer.«

»Kann ich verstehen, Tippy. Eigentlich bin ich nur losgegangen, um dich zu suchen.«

»Jetzt hast du mich ja gefunden. Sei froh darüber.«

»Natürlich.«

»Was willst du sonst noch?«

»Mit dir zurück zur Mühle gehen.«

»Warum?«

»Ich habe den Eindruck, dass es dort sicherer ist, als hier am See zu sitzen.«

»Meinst du?«

»Klar. Ich habe dort einen Helfer gefunden. Der Mann heißt Dermott. Kennst du ihn?«

Tippy gab mir zunächst keine Antwort. Sie nickte einige Male, bevor sie die Schultern hob. »Ich kenne ihn.«

»Er jagt den Killer ebenfalls.«

»Das kann er.«

»Willst du nicht…?«

»Nein, John«, sagte sie. »Ich will nicht. Ich will gar nichts mehr, auch nicht Dermott.«

»Warum bist du gegen ihn?«

»Ich mag ihn nicht. Keiner mag ihn. Er ist ein Einzelgänger. Er lebt

irgendwo in den Bergen und schnüffelt herum.«
»Immerhin hat er die Kinder gerettet, die der Bogie-Mann entführte.«
»Sagte er das?«
»Ja.«
»Und du glaubst ihm?«
»Ja.«
Tippy lachte und stand endlich auf. Vor mir blieb sie stehen. Sie wirkte einerseits zerbrechlich, dann wieder hart, als sie sprach. »Du kennst den Bogie-Mann doch.«
»Ich habe ihn noch nicht gesehen.«
»Aber du weißt, dass er in verschiedenen Gestalten auftreten kann. Ist es nicht möglich, dass du schon mit ihm gesprochen hast?«
»Denkst du an Dermott?«
»Genau.«
Ich schaute in Tippys Augen, die sehr klar aussahen. Sie zeigten für meinen Geschmack einen zu harten Blick. »Nein, Tippy, so ist es nicht. Dermott und der Bogie-Mann sind nicht identisch.«
»Dann weißt du mehr als ich.«
»Möglich, Tippy.«
»Und wieso?«
Ich fasste nach ihrem Arm. »Lass uns zurückgehen. Das ist bestimmt besser.«
Sie stellte noch eine Frage. »Hat Dermott seinen Jeep in der Nähe abgestellt?«
»Hinter der Mühle.«
»Dann können wir ja damit fahren und brauchen den Weg nicht zu laufen.«
»Das wäre schön«, sagte ich lachend. »Vorausgesetzt, er gibt uns den Wagen.«
»Keine Sorge, das wird er schon.«
Mich befremdete die Antwort ein wenig. Ich wollte nachhaken, da war sie schon weitergelaufen.
Ziemlich schnell sogar, als könnte sie es kaum erwarten, das Ziel zu erreichen.
Ich folgte ihr rasch. Tippy blieb so plötzlich stehen, dass ich fast gegen sie gelaufen wäre. Ich konnte mich an ihrer Schulter abfangen. Sie lachte mir ins Gesicht.
»Findest du mich seltsam?«, fragte sie dabei.
»Sagen wir lieber ungewöhnlich.«
»Warum?«
»Weil du so sprunghaft bist. Ich habe immer noch keine Erklärung für dein Weglaufen vorhin.«
Ihre rechte Fußspitze spielte mit einem Stein. Erst drehte sie ihn, dann kickte sie ihn weg. »Die ganze Sache ist so«, sagte sie. »Vielleicht

wohnen zwei Seelen in meiner Brust. Die eine so, die andere anders. Das kann es geben.«

»Wie unterschiedlich?«

Sie legte mir ihren Zeigefinger auf die Lippen. »Weißt du, John, Männer sollen und dürfen nicht alles wissen. Ein Geheimnis muss uns Frauen bleiben. Um so mehr Spaß kann es machen, wenn die Männer versuchen, es herauszufinden.«

»Du hast Recht. Nur gefällt mir persönlich der Zeitpunkt nicht, Tippy. Es ist etwas anderes, ob ich Geheimnisse an normalen Tagen ergründen möchte oder unter stressigen Situationen wie jetzt. Das sollte auch dir klar sein.«

»So weit denke ich nicht.« Sie ging und ließ mich stehen. Als ich wieder an ihrer Seite war, hörte ich sie atmen. Diesmal viel lauter als sonst.

»Hast du Probleme?«

»Ich nicht.«

»Wer dann?«

»Dermott!«

Als sie weitergehen wollte, hielt ich sie hart fest. Tippy musste dem Druck meiner Hand folgen und sich umdrehen, sodass wir uns anschauen konnten. »Was ist mit Dermott, Tippy?«

»Du hast ihn doch zurückgelassen.«

»Meinst du, dass es ein Fehler gewesen ist?«

Das Mädchen lachte so laut, dass es durch die Dunkelheit hallte. »Was ist schon ein Fehler und was ist kein Fehler, wenn der Bogie-Mann in der Nähe lauert? Halte es dir vor Augen, John Sinclair. Ihn kannst du nicht mit normalen Maßstäben messen. Er ist eine Ausgeburt der Hölle, ein teuflisches Gespenst, das die Schlinge immer härter zusammenzieht, in der sich die Menschen verfangen haben. Ich will dir etwas sagen. Wenn du den Bogie-Mann fangen willst, musst du alles vergessen, wonach du dich bisher gerichtet hast.«

»Dann kennst du mich so gut, dass du…«

»Vergiss nicht, dass du Polizist bist.«

»Das weiß ich sehr gut, keine Sorge.«

Sie hob die Schultern und schlenderte weiter. Jetzt hatte sie es nicht mehr eilig, im Vergleich zu mir, weil mich Tippys Erklärungen, so seltsam und unverständlich sie auch waren, misstrauisch gemacht hatten. Diese junge Frau schien mehr zu wissen, als sie zugeben wollte.

Ich schaute an ihr vorbei auf das Haus und die Mühle. An beiden Gebäuden hatte sich nichts verändert. Klotzig malten sie sich in der Dunkelheit ab.

»Geh hin«, sagte sie. »Geh nur hin…«

Ich ging nicht, ich rannte und ließ Tippy zurück, deren Lippen ein

breites Lächeln zeigten…

***

Er war da, er war ein Ungeheuer, er war ein Höllengespenst und er wollte töten!

Das brauchte Dermott niemand zu sagen, das wusste er auch so. Was ihm innerhalb weniger Sekunden durch den Kopf schoss, raste wie im Zeitraffertempo dahin.

Wie lange hatte er den Bogie-Mann gejagt? Wie oft war er ihm nahe gewesen, ohne ihn gesehen zu haben? Dafür hatte er ihm die Kinder entrissen und sich dessen höllischen Hass zugezogen.

Und wie Faustschläge hatten sich die Niederlagen in seinen Magen gebohrt, wenn er wieder einmal eines der Opfer des Killers gefunden hatte.

Nun sah er ihn!

Groß, kompakt, pelzig, nach Schwefeldampf stinkend, mit Augen versehen, die wie Laternen wirkten und einen bösen, höllischen Schein abstrahlten.

Er hatte die harten Bretter durchstoßen, als wären sie so dünn wie Zündhölzer gewesen. Das allein bewies, mit welchen Kräften dieses Monstrum ausgestattet war. Trotzdem machte Dermott es nichts aus. Er sah ihn, er wollte ihn haben und so stürmte er mit vorgeschobener Brechstange auf ihn zu, bevor der Bogie-Mann angreifen konnte.

Der haarige, stinkende Körper flog ihm wie eine Kugel entgegen. Auf halber Strecke prallten beide zusammen. Dermott hörte ihn brüllen, als er die Brechstange tief in den Körper des anderen versenkte. Er wollte ihn regelrecht aufspießen, doch das Monstrum war schwer wie Stein. Durch sein Gewicht wurde Dermott zu Boden gedrückt. Er hielt die Brechstange wie im Krampf umklammert und dachte daran, dass der Bogie-Mann zusammensacken musste.

Nicht einmal Blut übergoss den Kämpfer. Der Bogie-Mann war ihm überlegen, und das merkte Dermott sehr schnell, als das Monstrum mit beiden Pranken zuschlug, die in Sekundenschnelle aus seinem schwarzen Körper gewachsen waren.

Vergleichbar mit Teleskopstangen. Nur hatten diese keine Krallen. Sie erwischten Dermott an Kopf und Körper.

Am Kopf rissen sie ihm die Haut auf, weiter unten die Kleidung. Sie hinterließen schmale Wunden in seiner Haut.

Dermott spürte sein Blut. Er wollte sich herumwerfen, aber das Monstrum war schneller.

Diesmal hackten die Krallen in Dermotts Rücken und hielten ihn eisern fest.

Ich bin zu alt!, schoss es ihm durch den Kopf. Verdammt noch mal, ich bin zu alt!

Diese Erkenntnis kam spät und er konnte nichts mehr machen. Wehrlos musste er mit ansehen, wie der Bogie-Mann ihn hochzerrte und dann gegen die Bank schleuderte, die unter dem Aufprall des Mannes zerbrach.

Dermott hatte das Gefühl, zahlreiche Knochen wären in seinem Körper zerbrochen. Er spürte die Wellen der Schmerzen wie Lohen, die letztendlich in seinem Kopf explodierten.

Der Bogie-Mann ließ sich Zeit. Die Stange steckte noch in ihm fest. Mit beiden Krallen fasste er sie vorn am Schaft und zerrte sie mit einem gewaltigen Ruck hervor.

Das bekam Dermott nur halb mit, weil er zu sehr von den Schmerzen durchgeschüttelt wurde. Kurz danach fiel der Schatten des Monsters über ihn, als der Bogie-Mann neben ihm stand.

Und wieder griffen die Pranken zu.

Mit einer lässig anmutenden Leichtigkeit hievten sie den Monsterjäger in die Höhe. Der BogieMann stieß sie nach vorn. Wie ein kleines Kind trug er Dermott auf seinen Armen, dem nächsten Ziel entgegen, das nur wenige Schritte entfernt war.

Die beiden steinernen Mühlräder.

Dermott merkte es viel zu spät. Zudem hörte er es, denn der Bogie-Mann war mit einem seiner Füße auf den Hebel getreten, der die Mechanik in Bewegung setzte.

Das Mahlwerk fing an zu arbeiten.

Rumoren, Knirschen, dazu die kratzenden Geräusche, als würden Knochen zwischen den Steinen zermalmt.

Dermott war nicht fähig zu schreien. Diese furchtbaren Geräusche hatten ihn gelähmt.

Der Bogie-Mann brauchte nur einen Schritt zu gehen, um genau dorthin zu gelangen, wo er hinwollte.

Er drehte Dermott herum.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte dieser, wie sich die beiden Räder drehten. Die schrecklichen Geräusche brannten sich in sein Gehirn ein.

Wieder hörte er das Knacken und dachte daran, dass es bald auch mit ihm geschehen würde.

Dann warf der Mann ihn zwischen die Mahlsteine, unter denen sich ein Trichter befand.

Der deutsche Dichter Wilhelm Busch hatte sich über diesen Schrecken lustig gemacht. Noch heute freuten sich Kinder darüber, was mit den bösen Buben Max und Moritz geschah.

Dermott aber empfand nichts mehr, außer einer furchtbaren Todesangst, um die sich der BogieMann nicht kümmerte. Als er durch das Loch im Boden verschwand, taten die Steine bereits ihre Arbeit…

***

Wer mich kennt, der weiß auch von meinen Gefühlen, die mich hin und wieder überfielen und die ich gern als Vorahnungen be- und umschrieb. So erging es mir hier auch.

Ich war auf dem Weg zur Mühle, spürte, nein, wusste, dass etwas geschehen war.

Dann hörte ich die Geräusche.

Sie erzeugten bei mir eine Gänsehaut. Es waren die Steine, die übereinander kratzten und mir das Grauen akustisch entgegenschickten. Hinter mir schrie Tippy.

»Sinclair, du schaffst es nicht! Es ist zu spät! Glaube mir! Geh nicht hinein!«

Ich hörte nicht auf sie und beschleunigte meine Schritte. Obwohl ich es noch nicht genau gesehen hatte, wusste ich, dass etwas Fürchterliches passiert sein musste.

Ich hatte die Beretta ebenso gezogen wie meine Taschenlampe. Der Strahl tanzte, als ich das Haus betrat und durch die leeren Räume bis zur Mühle rannte.

Dort sah ich es!

Es war einfach furchtbar. Ich sah das Loch im Boden und ich sah Dermotts Brechstange wie ein Erinnerungsstück an seine Person auf dem Boden liegen.

Vor mir drehten sich die Steine. Sie sahen aus, als hätten sie mit jeder Bewegung große Mühe. Es ging alles sehr langsam. Ich kam mir vor wie mein eigenes Denkmal, als ich näher an sie herantrat, die nassen Flecken sah und auch die Fetzen einer dunklen Kleidung, die einmal Dermott getragen hatte.

Mir war klar, was der Bogie-Mann mit ihm gemacht hatte. Und ich war nicht dabei gewesen. Ich hätte ihn vielleicht retten können. Um Tippy hatte ich mir keine Sorgen zu machen brauchen, Dermott war wichtiger gewesen. Ohne in den Spiegel zu schauen, wusste ich selbst, wie bleich und käsig mein Gesicht aussah. Ich fühlte mich zum Wegwerfen, eben der typische Versager.

Die Geräusche zerrten an meinen Nerven. Ich wollte sie nicht mehr hören und stellte die Mechanik ab.

Still wurde es, furchtbar still. Die Schritte waren gut zu hören. Ich drehte mich um und sah den Schatten des Mädchens in meiner Nähe. Tippy wollte weitergehen. Ich schüttelte den Kopf und befahl ihr, stehen zu bleiben.

»Es ist Schlimmes geschehen, nicht?«

Ich nickte nur. Am Rand des Lochs war ich stehen geblieben. Der feine Strahl leuchtete in die Tiefe.

Dort schimmerte eine große Wasserpfütze. Die Distanz zwischen dem Mühlenboden und dem Wasser war groß genug, dass sich ein Mensch dort verstecken konnte.

Tippy Drake hatte den Kopf gedreht, um nicht in den Strahl hineinschauen zu müssen. »Wo ist er?«

»Tot«, erwiderte ich rau.

»Ich hörte die Geräusche der Mühlräder.«

»Ja…«

Tippy holte tief Luft. »Ich wusste es«, flüsterte sie, »verdammt noch mal, ich habe es gewusst.«

»Woher?«

Sie hob die Schultern, wollte gehen. Ich hielt sie fest und fragte noch einmal: »Woher?«

»Es war ein Gefühl.«

»Hattest du das schon länger?«

»Kann sein.«

»Und weshalb hast du mir davon nichts gesagt, Tippy?«

»Kann man etwas auf die Gefühle geben, John?«

»Manchmal schon.«

Sie nickte, drehte sich um und ging. Diesmal hielt ich sie nicht auf. Ich schaute mich in der Mühle um, weil ich Spuren finden wollte, die auf den Bogie-Mann hindeuteten.

Zu sehen war nichts, bis auf das Loch im Boden. Aber ich roch etwas, und dieser Gestank kam mir bekannt vor. Schon des Öfteren hatte ich den Schwefelgeruch wahrgenommen, immer in Verbindung mit Begleitumständen, die auf meinen Erzfeind, den Teufel, hinwiesen. Wo er oder seine Helfer auftraten, war oft dieser Geruch nicht weit.

Der Schweiß lag auf meinen Handflächen wie eine zweite Haut. Ich fühlte mich verflucht elend, Pudding steckte in meinen Knien, und wieder hatte sich die Schnur enger gezogen.

Der Bogie-Mann zog seine Fäden. Das war seine Nacht oder sollte es noch werden, denn die meisten Stunden lagen noch vor uns. Ich verließ die Mühle und das Haus.

Tippy fand ich dort, wo Dermotts Wagen stand. Sie lehnte an der schmutzigen Kühlerhaube, schaute zum wolkenreichen Himmel und drehte den Kopf, als sie meine Schritte hörte. »Hast du eine Zigarette, John? Die brauche ich jetzt.«

Ich gab sie ihr.

Sie rauchte hastig und saugte das Zeug tief ein, das anschließend durch ihre Nasenlöcher wieder ausströmte. »Manchmal ist das Leben richtig beschissen«, sagte sie. »Da ist es so, als würde man in einem Karussell sitzen, von dem man nicht mehr abspringen kann. Meine Schwestern und ich sind Künstlerinnen. Esther macht in Mode, Marion formt, ich male. Wir sind zu dritt und sehr sensibel.«

»Wie macht sich das bemerkbar?«

Tippy hob die Schultern. »Das ist schwer zu erklären. Wir nehmen Gefühle und bestimmte Schwingungen anders auf. Wir strahlen auch

selbst welche ab, glaube ich.«

»Das ist bei jedem so.«

»Bei uns besonders. Wir wohnen auf dem Lande. Wir leben in der Ruhe und wir merken Veränderungen schnell.«

»Hängt das auch mit dem Bogie-Mann zusammen?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Manchmal.«

»Das verstehe ich nicht.«

Sie trat die Zigarette aus. »Ich kann es nicht erklären, John. Lass uns fahren.«

Bevor ich in den Jeep stieg, warf ich dem Mädchen noch einen langen, fragenden Blick zu, den es aber nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte.

Ich musste den Wagen kurzschließen, um ihn starten zu können. Den Schlüssel hatte Dermott bei sich getragen. Tippy saß regungslos neben mir, die Hände zwischen die Knie gepresst, und starrte durch die verschmutze Scheibe ins Leere.

»Beschreibst du mir den Weg?«

Sie nickte zweimal. »Fahr einfach geradeaus. Wir kommen schon zum Ziel, keine Sorge.«

»Was ist dann?«, fragte ich.

»Lass doch das Schicksal entscheiden«, erwiderte sie rätselhaft…

***

Rotblondes, schulterlanges Haar, locker über die Stirn aufgesteckt. Graugrün blickten die Augen.

Dazu passte der etwas blass wirkende Teint, ein Mund, dessen Lippen einen weichen Schwung zeigten, und eine Haut, die sehr zerbrechlich wirkte, sodass bei Jessica Long der Vergleich mit Frauen zutraf, die im letzten Jahrhundert gelebt und selten die Sonne gesehen hatten.

Möglicherweise wäre Jessica zur Biedermeierzeit auch besser aufgehoben gewesen. Doch sie lebte ein Jahrhundert später, in einer von der Technik beherrschten Welt, doch sie selbst war sich und ihrer eigenen Welt treu geblieben.

Sie lebte in London, in einem Haus unter dem Dach, das Wohnraum und Atelier zugleich war.

Atelier für das, was sie herstellte.

Es waren Puppen!

Wunderschöne Kleinode, künstlerisch angehaucht, und keine war wie die andere. Trotz ihrer etwas fremd wirkenden Art stand Jessica mit beiden Beinen im Leben. Sie reiste sehr gern, weil sie viele Eindrücke aufnehmen musste, um sie bei ihrer Arbeit verarbeiten zu können. Strömungen, Trends, auch Stimmungen, das musste ein Künstler einfach spüren, wenn er am Ball bleiben wollte.

In einer Glasgower Zeitung hatte Jessica Long die kleine Annonce gelesen, mit der die drei Schwestern für sich und ihren Künstlerhof warben.

Allein wie der Text aufgesetzt worden war, hatte sie neugierig gemacht, und so war der kleine Umweg auf dem Weg nach Süden gerade recht gekommen, um den Künstlerinnen einen Besuch abzustatten.

Jetzt war sie da und war sehr freundlich aufgenommen worden. Man hatte sie sogar überredet, über Nacht zu bleiben, ihr einen kleinen Imbiss gereicht und sie durch die Ateliers geführt.

Jessica zeigte sich an allem interessiert. Zu Esthers Verwunderung auch an ihrer Arbeit, der Mode.

»Wozu brauchst du das?« Die Frauen waren bereits beim du.

Jessica lächelte hintergründig. »Die Kleider meiner Puppen oder Performance-Figuren sind jedes Mal etwas Besonderes, wenn ihr versteht.«

»Ja, sehr gut sogar.«

Durch Tippys Atelier waren sie schnell gewandert. Es war am besten, wenn sie dem Gast ihre Bilder erklärte.

»Kommt die denn noch in dieser Nacht zurück?«

Esther nickte heftig. »Das wollen wir doch hoffen.« Sie zwinkerte Jessica zu. »Tippy ist mit einem Mann in die Berge gefahren.«

»Das kann dauern…«

»Mag sein.«

Sie schlenderten weiter. Marion schaltete weitere Lampen ein. Wer draußen in der Dunkelheit stand und von dort aus auf den Hof schaute, der wurde an eine wunderbare und außergewöhnliche Lichtinsel erinnert, die sich aus der Dunkelheit erhob, als wollte sie schon auf den neuen Tag hinweisen.

»Darf ich vorgehen?«, erkundigte sich Marion.

»Bitte.«

Sie betraten den Teil ihres Ateliers, wo es am meisten nach Arbeit aussah, denn viel Material, mit dem sich Marion Drake beschäftigte, war noch nicht verarbeitet worden.

Trotzdem zeigte sich Jessica beeindruckt. Vor dem bemalten Fels blieb sie stehen und strich mit der rechten Handfläche darüber hinweg. »Es fühlt sich sanft an.«

»Ich habe eine Ökofarbe genommen, keine künstliche. Tippy und ich mischten sie uns selbst.«

»Verrätst du das Rezept?«

Marion lächelte. »Mal sehen.«

Gegen Jessica Long wirkte sie zierlich, denn Jessica gehörte zu den großen Frauen. Sie liebte lange Kleider, mal wallend, dann wieder eng anliegend, aber auch auf kurze Röcke verzichtete sie nicht.

An diesem Tag trug sie ein rehbraunes Kostüm mit kurzem Rock. Unter der Jacke ein schlichtes weißes T-Shirt. Die Fülle ihres Haares hatte sie im Nacken mit Spangen zusammengesteckt, die unterschiedliche Farben aufwiesen und an ihren Rändern mit Perlen besetzt waren.

»Und es gibt keinen Mann bei euch?«, erkundigte sich Jessica aus einem Impuls heraus.

»Nein.«

»Wieso?«

»Wer will denn schon mit uns leben?«, fragte Esther.

»Ich weiß nicht…«

»Doch, einen gibt es«, sagte Marion. »Es ist Juri, ein Tänzer, der sich ebenfalls in diese Gegend zurückgezogen hat. Wahrscheinlich wird er noch in dieser Nacht hier erscheinen. Er kommt oft zu uns. Dann sitzen wir zusammen und reden. Bei uns kann er sich aussprechen.«

»Sehr nett…« Jessica ging weiter. Sie interessierte sich jetzt mehr für die kleinen Kunstwerke, die Marion geschaffen hatte. Da war einiges fertig und auf der Bank vor dem Fenster aufgestellt.

»Wo verkaufst du es?«

»Auf den Flohmärkten.«

»Greifen die Leute denn zu?«

»Ja, sie sind manchmal wie verrückt danach. Bei uns ist alles von Hand gefertigt.«

»Wie meine Puppen.« Jessica schaute sich die Gegenstände sehr genau an. Manche von ihnen waren sehr abstrakt. Da musste sich der Käufer eben selbst etwas darunter vorstellen.

Andere wiederum zeigten Menschen, Tiere, aber auch Mutationen, Mischungen aus Mensch und Tier, sodass etwas Monsterhaftes dabei herauskam. Dazu waren sie grell bemalt wie Fetische aus fremden Ländern.

Marion hatte Jessicas Interesse sehr wohl bemerkt. »Ich lasse viele Strömungen in meine Arbeiten mit fließen«, erklärte sie. »Das muss ich einfach. Wie andere Künstler auch gibt es bei mir ebenfalls so genannte Phasen.«

»Wie macht sich das bemerkbar?«

»Nun, manchmal fühle ich mich mehr der afrikanischen Mystik zugeneigt, wie hier.« Sie hob einen Gegenstand an, der einen dunkelhäutigen Medizinmann zeigte. In seiner Hand hielt er eine Schachtel mit Antibabypillen. »Ich will damit das Dilemma zeigen, in dem dieser gewaltige Kontinent steckt.«

Jessica lächelte. »Das ist enorm.«

»Man tut, was man kann.«

Der Gast betrachtete auch die Arbeiten aus den asiatischen Phasen. Ihr fielen besonders stark die Südsee-Motive auf, da sie mehr

vorhanden waren als die Übrigen.
»Hat das was zu bedeuten?«
»Im Prinzip schon. Ich habe die Südsee als kleines Kind bereits gemocht und von ihr geschwärmt.«
»Warst du schon dort?«
»Nein, du?«
»Ich leider auch nicht.« Jessica ging weiter und erreichte das Ende der Ausstellungsreihe, wo ihr sofort ein Gegenstand auffiel, der nicht zu den anderen passen wollte.
Es war ein schwarzes Etwas, das Jessica überhaupt nicht zusagte, was auch Marion Drake auffiel, denn sie fragte: »Hast du was, Jessica?«
Sie deutete mit dem Finger auf die schwarze Figur. Ich will ehrlich sein, Marion, ich mag sie nicht.
»Sie - sie bereitet mir ein körperliches Unbehagen.«
»Wie das?«
»Kann ich nicht erklären.«
Esther war mitgekommen. Sie stand hinter Jessica und sprach gegen deren rechte Schulter. »Weißt du eigentlich, wen diese Figur darstellt? Kennst du dich aus?«
»Nicht direkt…«
»Es ist der Bogie-Mann«, flüsterte Esther mit einer geheimnisvoll klingenden Stimme.
Jessica fuhr herum. »Der Bogie-Mann?«
»Richtig.«
Sie schluckte. »Dass es so etwas noch gibt«, flüsterte sie. »Man hat früher den Kindern von ihm erzählt, um die Kleinen in Furcht zu versetzen. Ich habe das schon immer als schrecklich empfunden.«
»Es änderte nichts daran«, sagte Marion, »dass es ihn gibt.« Sie hob die Figur an und drehte sie zu Jessica hin, damit sie einen Blick auf die Vorderseite werfen konnte, wo ein Augenpaar so rot glühte wie zwei Karfunkelsteine. »Fass ihn an, du kannst ihn streicheln…«
Jessica Long schüttelte den Kopf. »Nein, das möchte ich nicht. Bitte nicht.«
»Warum?«, fragte Marion lachend.
»Es ist komisch, aber er macht mir Angst, versteht ihr? Ich merke, dass etwas von ihm ausgeht. So als würde er leben.«
»Das kannst du nicht sagen. Nimm ihn…«
Sie wollte noch immer nicht. »Ein Leben, das versteckt ist. Tief in ihm. Vielleicht wie ein böser Geist. Ihr werdet mich auslachen, aber so denke ich…«
Marion Drake lachte. Dabei schoss ihre Hand plötzlich vor und der Bogie-Mann berührte plötzlich Jessicas Wange. Die Frau stand unbeweglich. Sie hatte das Gefühl, von einem Pelz gestreift zu werden. Ekel schoss in ihr hoch, auf der Haut bildete sich ein Schauer,

der auch nicht verschwand, als Marion die steinerne Figur wieder wegstellte.

Esther griff ein. »Ich möchte mich für meine Schwester entschuldigen. Aber sie reagiert immer etwas überempfindlich, wenn es um ihren Bogie-Mann geht.«

»Schon gut«, sagte Jessica. »Es war ja meine Schuld.« Sie fühlte dort nach, wo sie berührt worden war. Brannte die Haut? Hatte sich dort eine gewisse Wärme entwickelt?

Nein, das bildete sie sich möglicherweise nur ein. Außerdem wollte sie sich vor den beiden Frauen keine Blöße geben.

»Möchtest du noch etwas sehen?«, fragte Esther.

Jessica nahm ihr Weinglas an sich, das sie abgestellt hatte, und trank einen Schluck. »Nein, wohl nicht. Ich habe mich allerdings entschlossen, ein Bild zu kaufen und auch etwas von dir, Marion.«

»Danke, das finde ich toll. Ich freue mich immer, wenn Menschen meine Arbeiten kaufen, die es zu schätzen wissen, was ich leiste. Wegen der Bilder musst du mit Tippy reden.«

»Sind denn alle verkäuflich?«

»Ich denke schon. Oder - Esther?«

»Ja, Tippy wird sie verkaufen. Sie hat nur ein Lieblingsbild, an dem sie besonders hängt.«

»Wo ist es?«

»In ihrem Zimmer.«

Jessica lachte. »Was zeigt es für ein Motiv? Blumen, eine weite Landschaft…?«

»Nein«, erwiderte Esther, »den Bogie-Mann.«

Jessica schwieg. Sie ärgerte sich darüber, dass ihr die Röte ins Gesicht stieg, und sie ärgerte sich auch über das leise Lachen der beiden Frauen.

»Komm«, sagte Marion Drake. »Wir gehen in unseren Wohnraum und trinken noch ein Glas.«

Dort fühlte sich Jessica wohler. Der Druck war verschwunden, aber das Bild der Figur hatte sie nach wie vor im Gedächtnis und es ließ sich auch nicht entfernen.

Aus der Mikrowelle stammten die mit Käse und Schinken belegten Baguettes. Sie dufteten so intensiv, dass Jessica Appetit bekam. Um den großen runden Tisch saßen die drei Frauen. Marion trank einen Rotwein, Jessica blieb beim Weißen.

Es war gegen 22 Uhr, als Marion aufsprang und zum Fenster lief, weil sie Scheinwerfer gesehen hatte.

»Wer ist es?«

»Ich weiß es nicht, Esther.«

»Allmählich könnte Tippy zurückkommen.«

»Das meine ich auch.«

»Wer ist denn der Glückliche?«, fragte Jessica und biss kräftig in das knusprige Baguette.

»Er heißt John, John Sinclair…« Esther konnte nicht mehr weitersprechen, denn ihr Gast prustete plötzlich los und es blieben nicht alle Teile im Mund.

»He, was ist denn?«, meldete sich auch Marion.

»Sie hat sich verschluckt.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.«

Jessica Long saß noch auf ihrem Stuhl, den Körper vorgebeugt, und sie hustete, als hätte sie einen Anfall erlitten. Dann trank sie schnell einen Schluck Wein, richtete sich auf und atmete tief durch.

Ihr Kopf war rot angelaufen.

»Wieder okay?«, fragte Esther.

»Ja, ja«, keuchte sie. »Himmel, habe ich mich verschluckt.«

»Das lag bestimmt an diesen Krümeln.«

»Möglich.«

Esther räusperte sich. »Oder hast du dich verschluckt, weil ich einen bestimmten Namen gesagt habe?«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil er auch aus London stammt.«

»Die Stadt ist groß.«

»Da hast du Recht.« Esther stand auf, weil es geklingelt hatte. »Entschuldigt mich.«

»Es ist Juri«, meldete Marion.

Beide Frauen verschwanden. Sie ließen Jessica zurück, die diese Zeit nutzte, um nachzudenken.

Der Name John Sinclair war gefallen. Das hatte sie so aufgeschreckt und für den Hustenanfall gesorgt. Okay, es gab in London sicherlich nicht nur einen John Sinclair, aber sie wollte einfach nicht glauben, dass es nicht der John Sinclair war, mit dem sie zweimal Fälle erlebt hatte, die in den Bereich des Dämonischen und den des Schreckens fielen. Beide Male hatte John eingreifen müssen, einmal im Horror-Restaurant an der Themse, zum anderen bei ihr persönlich, als über ihre. »Kinder« der tödliche Puppenzauber gekommen war.

Jessica mochte John, er mochte auch sie. Und sie hatten miteinander geschlafen. Jessica dachte gern an die Stunden zurück und sie erinnerte sich auch an John Sinclairs Versprechen, anzurufen, aber das war nicht geschehen.

Sie war trotzdem nicht allzu böse auf ihn, denn Jessica wusste sehr genau, welch einem Job dieser Mann nachging. Das war Stress bis zu den Haarspitzen.

Wenn John mit Tippy Drake weggegangen war, dann bestimmt nicht, um sie im Freien zu verführen oder um hier Urlaub zu machen. Jessica

rechnete damit, dass hinter seinem Erscheinen hier ein sehr handfester Fall steckte.

Da fiel ihr der Bogie-Mann ein.

Diese alte böse Legende, die Geschichte von des Teufels Geistern, die Menschen töteten. Auf einmal konnte sie nicht mehr daran glauben, dass es sich ausschließlich um ein Märchen handelte, was diesen geheimnisvollen Mörder anging.

Sie hatte im Atelier etwas gespürt. Es war über sie hinweggestreift wie der Hauch aus einer fernen, fremden Welt und sie hatte sehr deutlich die Furcht gespürt.

War der Bogie-Mann echt? Hielt sich John Sinclair deswegen hier auf? Gern hätte sie die Schwestern gefragt, nur traute sie sich nicht. Zudem wollte sie nicht zugeben, dass sie John kannte. Wenn eben möglich, wollte sie ihm auch als Fremden begegnen, wenn er mit Tippy zurückkehrte.

Sie hörte Stimmen von der Tür her und vergaß den Geisterjäger zunächst. Esther und Marion betraten mit dem Tänzer Juri das Zimmer.

Juri war ein hoch gewachsener Mann mit dunklen, krausen, aber in die Höhe gekämmten Haaren.

Unter der breiten Stirn wuchs die Nase gerade hervor. Sie zeigte irgendwie die gleiche Härte wie der Mund mit den schmalen Lippen. Die Augen schimmerten dunkel. Auch in ihnen leuchtete ein stählern wirkender Glanz, der sicherlich auf Frauen seine Faszination nicht verfehlte, aber Jessica nicht eben sympathisch war. Sie konnte diesem Juri, der mit kraftvollen und dennoch locker wirkenden Bewegungen den Raum betrat, nichts abgewinnen.

»Das ist unser lieber Gast Jessica«, stellte Esther sie vor.

Juri reichte ihr die Hand. Er trug eine enge Hose, ja, schon dunkle Leggins. Dafür reichte seine braune Jacke bis zur Hüfte und war geschnitten wie eine Glocke. Diese Art des Schnitts wurde zum Herbst und Winter hin Mode, das wusste Jessica.

»Hallo, ich bin Juri.« Er benutzte eine sehr starke vom Dialekt gefärbte Sprache.

»Jessica.«

»Du bist eine schöne Frau.« Er legte seine Hand auf die ihre.

»Bitte, Sie übertreiben.«

»Sag Juri und du.« Er ließ ihre Hand los und setzte sich. Erst jetzt fiel Jessica auf, dass er ein Stirnband trug. Er entledigte sich der Jacke und saß allein im dunklen Trikot da. »Kinder, ich brauche einen Schluck zu trinken.«

»Was denn?«, fragte Marion.

»Etwas, das prickelt.«

»Cidre?«

»Okay, das nehme ich auch.«
»Hätten Sie lieber Champagner gehabt?«, fragte Jessica.
»Ja, mein Kind. Aber du solltest mich duzen. Hast du das vergessen? Noch einmal so förmlich, dann hole ich mir einen Kuss von dir. Und meine Küsse sind berühmt«, lobte er sich selbst.
»Bis berüchtigt«, meinte Esther und lachte dabei.
»Du sollst doch nicht immer alles verraten, Kind.«
Jessica mochte ihn immer weniger. Juri war der Typ eines Angebers. Solche Menschen füllten Räume auf eine unangenehme Art und Weise aus, sie waren beherrschend und wollten herrschen.
Sie waren die Besten, die Schönsten, die Stärksten.
Marion kam mit der Cidre-Flasche und einem Glas. Bis zum Rand schenkte sie es voll.
»Ahhh, ich danke dir, mein Schatz. Du bist doch immer noch die Beste, finde ich.«
Er trank, von zwei Augenpaaren beobachtet. Jessica hielt sich etwas zurück.
Das leere Glas stellte er ab und sagte: »War das wieder ein Tag! Ich habe nur gearbeitet.«
»Ach ja?«
Juri nickte. »Und wie. Ich muss doch proben. Ich bin verantwortlich für die Choreografie. Ich habe alles noch einmal theoretisch durchgespielt. Ich war alle, versteht ihr?«
»Nein.«
»Also, ich habe den Part meiner Mitarbeiter ebenfalls in meinem Haus getanzt.«
»Und das hast du geschafft?«, wunderte sich Esther.
Er lachte und breitete die Arme aus. »Ich bin schließlich nicht zum Faulenzen hier.« Er strich über seine Kleidung, als wollte er seinen Körper liebkosen. Dann schaute er auf Jessica. »Sag mir, was du machst? Nein, lass mich raten.«
»Bitte.«
»Du malst!«
»Hin und wieder. Auch Kaffee.«
Er konnte über den Witz nicht lachen. »Aber du bist Künstlerin, das sehe ich dir an.«
»Stimmt.«
»Tänzerin, Sängerin?«
»Nein, nein, alles falsch.« Plötzlich ritt Jessica der Teufel. »Ich möchte wissen, wie der Bogie-Mann aussieht, Juri. Deshalb bin ich zu den Drakes gekommen.«
Juri stieß einen Laut aus, der kaum dem eines Menschen glich. »Was ist mit dem Bogie-Mann?«, schrie er. »Warum erwähnt sie das - warum?« Er brüllte in den Raum hinein.

»Was hat er denn?«

Esther kam zu Jessica und ging neben ihr in die Knie. »Juri ist allergisch gegen den Bogie-Mann.«

»Weshalb?«

Sie flüsterte weiter. »Er hat irgendwie ein Trauma. Dagegen kann er nicht an. Du weißt wahrscheinlich nicht, dass es hier in der Gegend zu einigen Vorfällen gekommen ist, die dem Bogie-Mann zugeordnet werden.«

»Dann gibt es ihn?«, fragte Jessica erstaunt.

Esther drehte den Kopf. »Ich weiß es auch nicht. Es hat aber Tote gegeben. Angeblich ist der BogieMann gesehen worden. Davor fürchtet sich Juri. Er will nicht mehr allein in seinem Haus wohnen.«

»Heißt das, er wird in der Nacht hier bei euch übernachten?«

»Das haben wir vorgesehen.« Als Jessica zusammenzuckte und so tat, als wollte sie aufstehen, wurde sie rasch festgehalten. »Dich braucht das nicht zu stören. Wir haben oben genug Zimmer.«

»Da ist doch noch ein Gast.«

»Ich glaube nicht, dass er bleibt. Er muss gleich kommen. Und wenn, dann wird er…«

»Jagt er den Bogie-Mann?«

Esther starrte Jessica hart an. »Wie kommst du darauf? Wieso fragst du?«

»Fiel mir nur ein.«

»Ich weiß es nicht.« Sie richtete sich auf und ging zu Juri, der ein weiteres Glas Cidre trank.

»Ach, ich werde gleich ins Bett gehen. Ich darf doch wieder bei euch…?«, fragte der Tänzer.

»Aber sicher, Juri.« Marion streichelte über das Haar des Mannes. »Du hast hier dein zweites Zuhause.«

»Schon fast mein erstes.« Er fasste nach der Flasche, stand auf und nahm sie mit auf sein Zimmer.

Jessica bedachte er mit keinem Blick. Marion brachte ihn noch hoch. Esther blieb zurück.

»Jetzt habe ich ihn aber beleidigt«, sagte Jessica beim Aufstehen.

»Nun ja, er ist eben ein wenig sensibel. Aber so sind wir Künstler. Du kennst dich selbst.«

»Sicher.« Jessica war ans Fenster getreten und entdeckte das Scheinwerferpaar zuerst. »Wir bekommen Besuch«, meldete sie.

»Das werden Tippy und John sein.«

Hoffentlich, dachte Jessica nur, sagte aber nichts, lächelte still vor sich hin und war gespannt darauf, welches Gesicht John Sinclair machen würde, wenn er sie hier sah.

Hoffentlich schaffte sie es, dass er sich nicht verriet. Eines stand fest. Es würde keine langweilige Nacht werden…

***

Ich stand da, hielt Augen und Mund offen, staunte und dachte bei mir: Himmel, siehst du blöd aus.

Oder träumst du?

Vor mir stand nicht nur eine Frau, nein, vor mir stand der Traum von einer Frau und ich vergaß plötzlich, was mich hergeführt hatte, selbst der Bogie-Mann war zweitrangig geworden.

Jessica Long!

»Guten Abend, Mr. Sinclair. Mein Name ist Jessica Long. Wie ich hörte, stammen Sie ebenfalls aus London?« Sie schaute mich an und ich begriff die Botschaft in ihrem Blick.

Nur nicht so tun, als würden wir uns kennen.

»Ja«, sagte ich, »ja - aus London. Komisch, dass man sich hier sieht…«

Sie drückte meine Hand. Zum Glück standen die Schwestern zusammen und flüsterten miteinander.

Für uns hatten sie dabei keine Augen.

»Komm endlich zu dir!«, zischte Jessica. »Wir kennen uns nicht. Verstanden, John?«

»Klar.«

Es war also kein Traum, keine Einbildung. Jessica Long war echt, ebenso echt wie ich.

»Warum bist du hier?«, flüsterte sie.

Ich hatte keinen Grund, ihr die Wahrheit nicht zu sagen. Einer Frau wie Jessica konnte ich vertrauen. »Der Bogie-Mann.«

Für einen winzigen Moment weiteten sich ihre Augen. So etwas wie Erkennen kroch in ihren Blick.

»Ich habe von ihm gehört. Man spricht über ihn. Einer ist noch im Haus, John.« Schnell wechselte sie das Thema. »Ein Tänzer namens Juri.«

»Und wo?«

»Oben.«

»Okay, danke.«

Esther trat zu uns, bleich im Gesicht, dabei zitternd. Marion hielt sich im Hintergrund auf. Sie trank einen doppelten Schnaps und flüsterte mit Tippy.

»Ihr habt euch schon bekannt gemacht, wie ich sehe.« Esther lächelte, bewegte unruhig die Hände und meinte dann, dass Jessica wohl Bescheid wissen müsste.

»Worüber denn?«

»Willst du es ihr sagen, John?«

Ich nickte. »Wir fanden draußen zwei Tote. Männer, die nicht verunglückt sind.«

»Dann bleibt nur noch…«

»Genau, Jessica«, sagte Esther, »Mord. Die Männer sind ermordet worden.«

Sie spielte gut mit, trat einen Schritt zurück, schluckte einige Male, bevor sie herauspresste: »Hier in dieser Einsamkeit?«

»Manchmal ist die Stille gut für einen Killer«, murmelte Esther. Sie sprach anschließend mich an.

»Tippy hat mir übrigens berichtet, John.«

»Es war schwer für sie.«

»Für dich auch?«

»Ich bin es zwar nicht gerade gewohnt…«

»Moment Mal, John.« Sie wandte sich an Jessica Long. »John ist Polizist und praktisch in dienstlicher Eigenschaft bei uns. Du wirst es nicht wissen…«

»Was denn?«

Sie räusperte sich. »In der letzten Zeit sind hier in der Gegend schlimme Dinge geschehen. Ein Killer geht um…«

»Hat das was mit dem Bogie-Mann zu tun?«

Esther schrak zusammen. »Wie kommst du darauf?«

»Ich hörte davon…«

»Nein, das glaube ich nicht. Der Bogie-Mann ist doch eine Legende oder so.«

Jessica nickte. »Ja, eine Legende.« Dann baute sie mir eine Brücke. »Ich bin überrascht und wäre eigentlich wieder gefahren, nach all den schrecklichen Vorgängen, aber ich habe zu viel Wein getrunken. Seid ihr mir böse, wenn ich auf mein Zimmer gehe?«

Esther schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Ich bringe dich hoch. Dein Zimmer liegt direkt neben Johns. Gute Nacht - oder?«

»Mal sehen.« Jessica hob die Schultern. »Ob ich schlafen kann, weiß ich nicht. Ich möchte nur etwas Ruhe haben.«

»Das verstehe ich.«

Bevor sie ging, zwinkerte sie mir zu, ohne dass Esther etwas davon mitbekam. Ich hatte begriffen.

So bald wie möglich würde ich Jessica Long einen Besuch abstatten.

Zuvor aber wollte ich noch telefonieren. In London musste man Bescheid wissen, was hier passiert war. Das Telefon stand auf einer Säule. Als ich hinging, trat mir Tippy in den Weg. »Wie geht es dir, John?«

»Den Umständen entsprechend.«

»Wir haben Glück gehabt, weißt du?«

»Sicher. Aber jetzt lass mich in London anrufen. Ich muss da einiges in Bewegung setzen. Wir können die Toten nicht in der Umgebung liegen lassen.«

»Hat das nicht bis zum Hellwerden Zeit?«

»Das stimmt, Tippy. Dennoch möchte ich schon eine

Vorabinformation geben.«

»Wie du willst.«

Der Apparat gehörte zu den alten, die man vor Jahrzehnten gehabt hatte. Er war hoch und schwarz.

Als ich den Hörer abnahm, merkte ich es noch nicht. Mir fiel es erst auf, als er mein Ohr berührte.

Nichts war zu hören. Eine tote Leitung.

Ich drehte mich um.

Tippy und Marion standen zusammen. Sie schauten mir erstaunt entgegen, wie ich fand.

»Warum funktioniert das Telefon nicht?«

»Wieso?«, fragte Marion.

»Die Leitung ist tot.«

Die Frauen schauten sich an. Marion zupfte dabei an ihrem Kleid. »Das passiert hier schon mal.«

Ich legte wieder auf. Mit gerunzelter Stirn fragte ich: »Kommt das öfter vor?«

»Wie man's nimmt.«

»Nun ja, da ist nichts zu machen.« Ich quälte mir ein Lächeln ab. »Bleibt ihr noch auf?«

»Bestimmt.«

»Ich will mich nur etwas frisch machen.«

Sie hielten mich nicht auf. An der Treppe traf ich mit Esther zusammen, die mir einen erstaunten Blick zuwarf. »Du willst schon schlafen gehen?«

»Nein, das nicht. Ich möchte mich nur frisch machen. Übrigens, euer Telefon funktioniert nicht. Da muss irgendetwas mit der Leitung nicht in Ordnung sein.«

»Wirklich?«

»Weshalb sollte ich lügen?«

Esther hob die Schultern. »Tut mir sehr Leid, John. Heute geht wohl alles schief. Es gibt diese Tage, ich kenne das.«

»Ich auch.« Mir fiel etwas ein. »Darf ich mich noch mal in eurem Atelier umschauen?«

»Natürlich. Ich habe nichts dagegen. Weshalb willst du das tun, John? Du hast morgen mehr Ruhe…«

»Ich möchte nach einem bestimmten Gegenstand Ausschau halten. Du kannst gern mitkommen.«

Esther hob die Schultern. »Klar, wenn es dir Spaß macht. Außerdem weiß ich besser, wo die Schalter zu finden sind. Warte, ich gehe vor.«

Sie trug noch immer ihr neues Kleid. Der Stoff raschelte leise, wenn sie sich bewegte. Ohne Licht wirkte das Atelier gespenstisch. Da glichen manche Kunstwerke materialisierten Albträumen.

»Wo genau willst du hin?«

»Zu Marions Arbeitsstätte.«
»Bitte.«
Das Licht kam mir kalt vor. Es fiel aus zahlreichen Strahlen und knallte auf den Boden. Auch gegen die großen Fenster strahlte es. Dort stand auch die Bank.
Ich blieb neben ihr stehen und suchte sie mit meinen Blicken ab. Zahlreiche Figuren hatten dort ihren Platz gefunden, das hatte ich noch in Erinnerung.
Aber eine fehlte.
Bevor ich etwas sagte, schaute ich noch einmal nach, bückte mich und untersuchte auch den Boden.
Wieder hochkommend, hob ich die Schultern. »Er ist verschwunden - leider.«
»Wer denn?«, fragte Esther.
Mein Lächeln fiel kantig aus. »Der Bogie-Mann. Die Figur des schwarzen Killers.«
Esther runzelte die Stirn. Dann strich sie über ihre Wangen und bewegte die Augenbrauen. »Ich kann dir da nicht helfen, John. Ich mache Mode. Du müsstest schon meine Schwester Marion fragen.«
»Hat sie die Figur verkauft?«
»Bestimmt nicht. An wen denn?«
»Jessica Long?«
»Das hätte ich gewusst.« Esther schüttelte den Kopf. »Du solltest die Sache nicht tragisch nehmen. Man stellt hier und da schon mal Figuren zur Seite, um für andere Platz zu schaffen.«
»Die Lücke ist nicht aufgefüllt worden. Was den Bogie-Mann angeht, da reagiere ich etwas allergisch, wie du dir sicherlich denken kannst.«
»Das verstehe ich auch. Wir werden sie fragen.«
Nicht erst seit jetzt war ich der Meinung, dass mir die drei Schwestern etwas vorspielten. Sie konnten sich noch so harmlos geben, ich war einfach davon überzeugt, dass der Bogie-Mann und alles, was mit ihm zusammenhing, nicht eben fremd für sie war.
»Marion wird bestimmt eine Erklärung haben«, plapperte Esther weiter, als wir in den großen Wohnraum zurückgingen. »Davon bin ich fest überzeugt.«
»Hoffentlich.«
»Du sagst das so komisch.«
»Schon gut.«
Die beiden Schwestern waren dabei, eine neue Flasche Wein zu öffnen. »He, hört mal her!«, rief Esther. »John hat ein kleines Problem. Es betrifft dich, Marion.«
»Wieso mich?«
Ich erklärte es ihr.
Sie strich über ihr kurzes Haar. »Weg, hast du gesagt? Die Figur soll

verschwunden sein?«
»So ist es. Hast du sie woanders hingestellt?«
»Nein, John. Wie käme ich denn dazu?«
»Immerhin ist es deine Schöpfung. Du kannst damit tun und lassen, was du willst.«
»Schon, aber…«
Tippy trat einen Schritt vor. Das Weinglas hielt sie in der rechten Hand und lächelte mich über den Rand hinweg an. Ihre Augen hatten einen etwas verklärten Glanz bekommen. Unter dem dünnen Pullover zeichneten sich hart die Spitzen ihrer Brüste ab. »Ich habe die Figur weggetan, John. Ich war es.«
Sollte ich ihr glauben? Ich tat jedenfalls so, als würde ich es. »Dann ist ja alles klar. Du hättest auch etwas sagen können, Tippy.«
»Man hat mich nicht gefragt. Außerdem wollte ich sie nicht mehr sehen. Ich hasse alles, was mit dem Bogie-Mann zusammenhängt. Könnt ihr das verstehen?« Sie schrie ihre beiden Schwestern an.
»Ich hasse diesen Bogie-Mann!«
»Beruhige dich doch!« Esther legte beide Hände auf Tippys Schultern. Sie schüttelte die Schwester durch. »Wir verstehen dich gut, Tippy, wir verstehen dich wirklich.«
»Okay, dann bin ich zufrieden.« Zu hastig trank sie den Wein. Einige Tropfen rannen an ihrem Kinn entlang. Schnell wischte sie die Flüssigkeit weg.
»Und wo ist die Figur jetzt?«, erkundigte ich mich.
Tippy stellte das Weinglas ab.
»Weg!«, sagte sie und fügte das gleiche Wort mit noch schrillerer Stimme hinzu. »Ich habe sie weggeworfen. Hinein in die Dunkelheit. So weit ich konnte, versteht ihr? Ich wollte ihn nicht mehr sehen und in der Nähe wissen. Ist das denn so schwer zu begreifen?«
»Überhaupt nicht«, sagte Esther. »Es war nur so, dass John noch einmal nach der Figur schauen wollte.«
»Hast du nicht die Nase voll?«, fuhr Tippy mich an.
Ich hob die Schultern. »Im Prinzip schon. Nur darfst du nicht vergessen, dass ich Polizeibeamter bin.«
»Ja, natürlich, ein Bulle.«
»Tippy!«, rief Marion.
»Schon gut.«
Ich wollte die Situation entschärfen und erklärte den Schwestern, dass mein Zimmer wartete.
»Du kommst noch zurück?«, fragte Tippy.
»Das versteht sich. Ich möchte mich nur etwas frisch machen.« Sie ließen mich gehen.
Ich kam mit den Schwestern nicht zurecht. Besonders nicht mit Tippys Reaktion. War sie echt gewesen? Hatte sie mir nur etwas

vorgespielt? Überhaupt, wenn ich richtig darüber nachdachte, kam mir dieses Haus vor wie eine große Bühne, auf der jeder seine Rolle spielte. Nur ich, der Fremde, wusste nicht Bescheid und stolperte von einem Auftritt in den nächsten. Das würde sich ändern.

Die Hälfte der Treppe lag hinter mir, als ich von oben her hastige Schritte hörte. Zudem nicht normal, sondern leise. Ich lief schneller hoch, bekam noch mit, wie eine Tür zuklappte, dann herrschte wieder Stille.

In mein Zimmer wollte ich nicht. Das andere, das neben meinem lag, war wichtiger.

Denn dort wohnte Jessica Long.

***

Jessica gehörte zu den sensiblen Menschen. Sie war nach oben gelaufen und hatte die Tür hinter sich geschlossen. Auf ihrer Stirn lag ein dünner Schweißfilm. Sie zog die leichte Kostümjacke aus und legte sie auf das Bett. Das Fenster war als großes Dreieck gebaut worden. Sie blieb vor der Scheibe stehen und schaute in die Dunkelheit.

Da war einiges im Gang. Nicht auffällig, mehr unterschwellig. Jessica spürte die Gefahr und dass sie damit nicht verkehrt lag, bewies die Anwesenheit des Geisterjägers John Sinclair.

Seine Anwesenheit beruhigte sie sehr. Allein wäre sie sich doch verloren vorgekommen. John gab ihr Mut und er würde, davon ging sie aus, bald bei ihr erscheinen.

Sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, da klopfte es an der Tür.

»Ja bitte.« Jessica gab die Antwort beim Umdrehen. Sie hatte nur eine Lampe angezündet. Das Licht bekam durch den mattweißen Schirm einen sanften Schein, der sich nur im Zimmer ausbreitete, die Tür und das Bett im Dunkeln ließ.

Nicht John schob sich in den Raum. Juri war es, der die Schwelle lautlos überschritt, mit einem kalten Lächeln auf dem Gesicht und glänzenden Augen.

Ihr Herz schlug schneller, als sie den Mann sah. Jessica mochte ihn nicht, da konnten die anderen sagen, was sie wollten. Juri war ihr unsympathisch.

Er schloss die Tür leise und nickte ihr zu. »Hallo, Jessica, hier bin ich wieder.«

»Ja, das sehe ich.«

»Freust du dich nicht?« Er stellte die Frage mit unbewegtem Gesicht und strich dabei über sein Haar.

»Kann sein.«

»Du magst mich nicht.«

»Wir kennen uns zu wenig.«

»Das kann sich ändern.« Er kam langsam auf sie zu. Kein Laut war zu hören, als er ging. Juri konnte sich geräuschlos bewegen. Keine große Kunst für einen guten Tänzer.

Eine kleine Sitzgruppe aus Kiefernholz stand in der Nähe. Auf sie zeigte Juri. »Willst du dich nicht setzen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich hatte nicht vor, mit dir zu plaudern. Ich wollte allein sein und mich etwas hinlegen.«

Der Tänzer stemmte die Arme in die Hüfte und tat erstaunt. »Tatsächlich? Warum das denn?«

»Weil ich müde bin.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will dir mal was sagen, Kleines.« Jetzt machte er den guten Bogart nach. »Das hier ist keine Nacht zum Schlafen, wenn du verstehst.«

»Sorry, ich verstehe nicht. Mir kommt sie so vor. Sie ist nicht anders als die übrigen Nächte auch.«

Juri verdrehte die Augen. »Doch, sie ist anders. Das wirst du bald erleben.«

Jessica spielte gut mit. »Ach ja? Kannst du mir auch sagen, wie anders sie ist?«

Juri nickte und starrte sie wie hypnotisierend an. »Ja, diese Nacht hat sich geöffnet, wenn du verstehst. Es ist die Zeit der bösen Geister. Sie kommen frei, sie wollen nicht länger gefangen sein. In Nächten wie diesen hat der Teufel Ausgang.«

»Er soll in der Hölle bleiben.«

Juri lachte. »Gut gesprochen, Kleines. Er bleibt auch in der Hölle. Aber er hat Diener, verstehst du?«

»Klar. Schickt er die los?«

»Bravo, genau getroffen. Er wird seine Diener losschicken und wird ihnen gesagt haben, was sie tun sollen. Ein Diener von ihm ist seit einiger Zeit schon unterwegs. Vielleicht kennst du ihn. Es ist der Bogie-Mann, Süße.«

Jessica nickte. »Ja, ich habe davon gehört. Früher erzählten meine Eltern manchmal über ihn. Hat man nicht mit ihm kleine Kinder erschreckt, Juri?«

»Stimmt.«

Jessica winkte ab. »Ein Märchen.«

Der Tänzer legte den Kopf schief und verengte die Augen. »Glaubst du wirklich, dass die Gestalt des BogieManns nur ein Märchen ist? Glaubst du das?«

»Ja, ich bin davon überzeugt.«

»Ich nicht. Es gibt ihn, Süße, es gibt ihn wirklich.« Juri beugte sich vor, um nach ihr zu fassen. Jessica war schneller und drehte sich

blitzschnell weg.

Sie ging in Richtung Tür und blieb in deren Reichweite stehen, die rechte Hand vorgestreckt, als wollte sie Juri abwehren. »Wenn du davon überzeugt bist, dass es ihn gibt, dann musst du auch die Beweise erbringen. Erst dann glaube ich dir.«

Juri strich über seinen kantigen Nasenrücken. Mit der anderen Hand griff er hinter seinen Körper und hakte etwas von seinem Gürtel los, was dort gehangen hatte. »Einen Beweis willst du? Okay? Jessica, hier ist dein Beweis!«

Blitzschnell schob er seine Hand vor.

Sie war zur halben Faust geschlossen, um den Gegenstand halten zu können. Jetzt öffnete er sie und Jessica konnte den Gegenstand sehen.

Es war der Bogie-Mann!

Sie erinnerte sich sofort an ihren Besuch im Atelier und wie sie vor dieser Figur gestanden hatte.

Die Aura war zu spüren gewesen, diese bösartige Ausstrahlung, dann die pelzige Berührung an ihrer Wange, das alles ließ abermals den Ekel in ihr hochschnellen.

»Na?«, fragte Juri und schaute sie starr an. »Kannst du ihn erkennen? Kannst du sehen, was ich in der Hand halte? Es ist der Bogie-Mann. Er ist es, Süße.«

Sie sagte nichts, starrte auf das pelzige Etwas, sah auch die bösen roten Augen und schüttelte sich.

»Du magst ihn nicht, wie?« Juri streckte seinen Arm noch weiter aus. »Aber er ist echt. Er ist der Bogie-Mann. Der Teufel hat ihn freigegeben…«

»Rede nicht so einen Quatsch!«

»Aha, du glaubst mir nicht. Bist überheblich wie die meisten Menschen auch. Das wird dir aber nicht gut tun, kann ich dir sagen. Nein, das passt mir auch nicht. Hast du nicht gehört, was in den letzten Tagen hier passiert ist?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich - ich bin neu hier. Ich weiß eigentlich von nichts.«

Juri spitzte die Lippen, als wollte er küssen. Danach lachte er leise. »Dann will ich es dir sagen, Süße. Es hat Tote gegeben. Nicht nur zwei, viel mehr Tote. Der Bogie-Mann hat die Menschen umgebracht. Und er hat die Kinder entführt. Es ist so, wie man es sich in den alten Geschichten immer erzählt. Der Bogie-Mann ist keine Einbildung, Süße. Es gibt ihn tatsächlich.«

Jessica nickte. »Ja, das sehe ich. Du hältst ihn ja in deiner Hand. Es gibt ihn also. Na und?«

»Nicht nur so, Jessica. Es gibt ihn als großes Monstrum!« Er zeichnete mit den Händen einen Kreis.

Dann flüsterte er. »Und weißt was, Süße? In dieser Nacht wird er

sich wieder seine Opfer holen. Gib nur Acht, dass du dich nicht darunter befindest.«

»Geh jetzt!«, forderte Jessica den Tänzer auf. »Ich will, dass du verschwindest.«

»Angst?«

»Ich mag dich nicht, Juri«

»Mich oder den Bogie-Mann?«

»Beide.«

Er schaute sie an. Sein Blick war kalt, irgendwie auch grausam. Jessica wünschte sich John Sinclair herbei. Er wollte doch kommen. Wo blieb er nur?

Juri schüttelte den Kopf. »Das hättest du nicht sagen sollen«, erklärte er mit leiser Stimme. »Nein, das hättest du wirklich nicht sagen sollen. Schade…«

»Was ist schade?«

Juri hüstelte. »Ich könnte mir vorstellen, dass der Bogie-Mann jetzt ein besonderes Auge auf dich geworfen hat.« Er betrachtete blitzschnell ihren Körper, der nicht zu schlank war. »Weißt du eigentlich, dass der Teufel schöne Frauen liebt? Dass er sie schon immer geliebt hat? Denk an die Hexen, die mit ihm buhlten. Sie waren oft sehr schön und nicht nur alt und hässlich, wie man immer sagte.«

»Was soll das?«

»Auch der Bogie-Mann liebt schöne Frauen. Er stammt aus der Hölle. Der Satan hat ihm einiges mit auf den Weg gegeben.«

Jessica ging aufs Ganze. »Du redest so, als wärest du der Bogie-Mann, Juri.«

Der Tänzer ließ sich Zeit mit der Antwort. Er nickte nicht, er schüttelte auch nicht den Kopf, hob nur die Augenbrauen an und meinte mit fast schon sanfter Stimme: »Vielleicht hast du Recht, Süße. Es kann sein, dass ich der Bogie-Mann bin.« Nach diesen Worten bewegte er sich rückwärts auf die Tür zu. Kurz davor blieb er stehen, hob den Arm höher und zeigte Jessica die Figur. »Wir sehen uns noch«, flüsterte er zum Abschied. »Wir sehen uns bestimmt noch…«

Dann ging er, schloss sehr leise die Tür und ließ eine Jessica Long zurück, die sich verdammt unwohl in ihrer Haut fühlte und ein Wechselspiel zwischen Hitze und Kälte erlebte. Beide Gefühle jagten wie Fieberschauer über ihren Körper.

In den Knien spürte sie die berühmte puddinghafte Weichheit. Sie trat an den Sessel heran und ließ sich nieder. Ihr Herz klopfte schneller. Was der Tänzer hinterlassen hatte, konnte man auch als eine Morddrohung ansehen.

Er und der Bogie-Mann!

Beide mussten in einem besonderen Verhältnis zueinander stehen. Nur wusste sie nicht, in welchem.

Da lief ihrer Meinung nach einiges durcheinander und sie kam einfach nicht zurecht.

Dass sie etwas tun musste, war Jessica klar. Da gab es nur eine Möglichkeit. Sie musste so rasch wie möglich John Sinclair Bescheid geben, denn sie glaubte nicht daran, dass Juri nur leere Drohungen ausgesprochen hatte.

Als sie aufstehen wollte, klopfte es leise gegen ihre Tür. »Wer - wer ist da?«

»Wer schon?«

Jessica fiel ein Stein vom Herzen, sprang hoch und rannte auf die Tür zu…

***

Jessica Long lag in meinen Armen. Die Tür hatten wir hinter uns geschlossen. Es tat verdammt gut, sie wieder zu spüren und die Hände über ihren Körper gleiten zu lassen.

Wir küssten uns auch. Fast hungrig fanden sich unsere Lippen und Jessicas Hände wühlten mein Haar auf. Zugleich hörte ich zwischen den Küssen ihr Flüstern. »Weißt du, wie lange ich auf diesen Moment gewartet habe, John?«

»Sorry - aber mir kam…«

»Keine Entschuldigungen, John. Ich weiß ja, welchen Job du hast und dass es da auch andere Frauen gibt.«

»Das stimmt schon, aber…« Verdammt, ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte. Ich mochte Jessica Long, aber die Sache mit Nadine Berger lag einfach zu kurz zurück. Ich musste zu oft an sie denken und schob Jessica zurück, damit sie sich wieder setzen konnte. Ich nahm neben ihr Platz.

Sie schaute mich an. »Du siehst nicht gut aus«, stellte sie fest.

»Wie meinst du das?«

»Abgespannt, so wenig erholt. Als würden dich schwere Sorgen quälen.«

»Da hast du Recht.«

»Der Bogie-Mann, nicht?«

»Auch.«

»Und was noch?«

Es hatte keinen Sinn, ihr etwas über Nadine Berger zu erzählen. Jessica kannte sie nicht. Ich erging mich in allgemeinen Erklärungen. »Es ist privater Natur, Jessica. Wenn möglich, werde ich dir später davon berichten.«

»Eine Frau?«

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ja, so ungefähr. Es war einmal eine Frau.«

»Und jetzt?«

Ich winkte ab. »Bitte, lass uns über die akuten Probleme sprechen. Über den Bogie-Mann.«

»Darüber weiß ich Bescheid.« Sie fügte dem Satz ein heftiges Nicken hinzu. Dann fasste sie über die Sessellehne hinweg nach meiner Hand. »Darüber weiß ich sogar sehr gut Bescheid.«

»Durch wen?«

»Juri, der Tänzer.«

»Der andere Gast hier im Haus? Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Sei froh. Kurz bevor du kamst, war er noch bei mir.«

Ich pfiff leise durch die Zähne. »Dann habe ich seine Schritte also gehört.«

»Möglich.«

Mein Blick bekam einen lauernden Ausdruck. »Was wollte er denn von dir?«

»Er hat mir etwas erklärt.«

»Wie schön.«

»Glaube ich nicht, denn es drehte sich nur um ein Thema: um den Bogie-Mann.«

Ich atmete tief durch die Nase ein. »Was hast du da gesagt? Bogie-Mann?«

»Ja, er hatte ihn sogar bei sich.«

Ich wusste Bescheid. »Die Figur.«

»Genau, John.«

»Und die habe ich gesucht.« Meine Augen verengten sich. »Er hat sie also. Dann hat Tippy mich angelogen.«

»Wieso? Was sagte sie denn?«

»Sie sprach davon, dass sie die Figur weggeworfen hat. Sie konnte sie angeblich nicht mehr sehen…«

Jessica Long gab keine Antwort. Sie strich nur das rotblonde Haar zurück, das sie gelöst hatte. »Ein Komplott«, murmelte sie irgendwann. »John, ich habe das Gefühl, dass hier alle unter einer Decke stecken und wissen, was es mit dem Bogie-Mann auf sich hat.«

»Tja«, murmelte ich. »Den Eindruck habe ich mittlerweile auch. Aber ich kann mir nicht helfen, ich komme damit nicht zurecht. Ich habe den Bogie-Mann gesehen, ich habe auch seine Opfer entdeckt. Das war keine der Frauen.«

»Was ist mit Juri?«

»Gute Frage, Jessica. Hast du denn den Eindruck, dass er der Bogie-Mann sein könnte?«

Sie überlegte einen Moment. »Ich weiß es nicht. Er hat jedenfalls viel über ihn geredet. Er sprach vom Teufel, von den Geistern des Teufels und davon, dass der Satan wie auch der Bogie-Mann schöne Frauen liebt.«

»Das war speziell auf dich gemünzt, nehme ich an.«

»Ohne eingebildet zu sein, muss ich davon ausgehen, John. Ja, er meinte wohl mich.«

»Ist er ins Detail gegangen?«

»Nicht direkt.« Jessica hob die Schultern. »Er hat mir nur gesagt, dass diese Nacht noch sehr lang werden würde.«

»Eine Drohung, also.«

»So sehe ich es auch, John. Zumindest eine indirekte. Ich fühle mich nicht wohl, das kannst du mir glauben. Wir müssen etwas tun. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Juri so Unrecht haben könnte.«

»Richtig.« Ich stand auf. »Und deshalb, meine liebe Jessica, werde ich ihn auch persönlich fragen.«

»Was?«, rief sie. »Du willst zu ihm?«

»Warum nicht?«

Sie atmete durch die Nase. »Das - das ist nicht in meinem Sinne. Er könnte gewarnt werden, verstehst du?«

»Alles klar. Ich möchte auch Bescheid wissen und nicht im Dunkeln herumtappen. Kennst du sein Zimmer?«

Sie hob die Schultern. »Versuche es mal schräg gegenüber. Ich nehme an, dass er dort hingegangen ist.«

»Danke. Du bleibst hier.«

»Bitte.«

Jessica brauchte nicht lange zu warten. Nach nicht einmal einer Minute war ich wieder bei ihr.

»Und?«

»Juri ist nicht da.«

Jessica sagte nichts. Ihr weiches Gesicht bekam allerdings einen etwas härteren Ausdruck. Ein Zeichen, dass sie unter einer starken Spannung stand. »Wo könnte er sich denn aufhalten?«

»Wenn ich das wüsste, ginge es mir besser.«

»Außer Haus?«

»Wäre eine Möglichkeit, obwohl ich daran nicht glaube, Jessica.«

»Weshalb nicht?«

»Okay, ich will es dir sagen, obgleich ich keinerlei Beweise für meine Behauptungen habe. Ich gehe mittlerweile davon aus, dass die drei Schwestern mit dem Bogie-Mann unter einer Decke stecken.«

Jessica atmete schwer aus. »Das sind harte Anschuldigungen, John, die du da aussprichst.«

»Ich weiß es.«

»Kannst du sie beweisen?«

Lächelnd gab ich die Antwort. »Das ist noch mein Problem. Ich werde mich deshalb auf den Weg machen und nach Beweisen suchen. Wobei ich fest davon überzeugt bin, dass ich sie auch finde.«

Jessica war davon nicht begeistert, was ich ihrem Gesicht auch ansah. »Dann nimm mich mit.«

»Nein, ich komme wieder.«
»Soll ich hier warten?«
»Das ist am besten.«
Sie räusperte sich. »Was willst du denn da unten machen? Mit den drei Schwestern reden?«
»Zum Beispiel. Ich habe mir bereits die entsprechenden Fragen zurechtgelegt, darauf kannst du dich verlassen. Sie müssen etwas wissen, und so leicht kommen sie mir nicht davon.«
Jessica nickte. »Das ist dein Problem, John. Du musst damit fertig werden.«
»Keine Sorge, ich habe schon schlimmere Dinge erlebt.« Mein Lächeln war nicht ansteckend, denn ihr Gesicht blieb starr. Es war ihr anzusehen, dass sie sich nicht wohl in ihrer Haut fühlte. »Du kannst die Tür offen lassen.«
»Das werde ich auch.« Sie hauchte mir noch einen Kuss auf die Lippen, dann verließ ich den Raum.
Sehr leise stieg ich die Stufen der Treppe hinab. Ich wollte die Schwestern überraschen…

***

Esther Drake kehrte in den Wohnraum zurück, wo ihre Schwestern auf sie warteten. Marion war nervös geworden. Sie zupfte an ihrem kurzen Kleid, ohne es allerdings länger ziehen zu können, denn es schnellte immer wieder in die Höhe.
»Was hast du?«, sprach Esther sie an.
»Mir gefällt nicht, wie sich der Fall entwickelt hat. Ich bin davon überzeugt, dass John etwas ahnt.«
Esther sah es gelassener. »Wichtig ist doch, dass er nichts weiß, meine Lieben.«
»Bis dahin ist es nicht weit. Er hat sich den Bogie-Mann ansehen wollen. Er war auch mit Tippy draußen und hat ihn gesehen.« Sie schaute ihre Schwester an. »Oder nicht?«
»Keine Ahnung. Außerdem ist es Esthers Schuld«, beschwerte sie sich. »Wenn Vater sich nicht mit dem alten Sinclair in Verbindung gesetzt hätte, wäre uns einiges erspart geblieben. Davon kannst du ruhig ausgehen.«
Esthers Augen funkelten. »Was hätte ich denn machen sollen? Vater abwimmeln? Ihr kennt den Sturkopf. Was der sich einmal vorgenommen hat, führt er auch durch.«
»Ja, da hast du Recht.«
»Zurück können wir nicht mehr«, flüsterte Marion. »Wir müssen es durchziehen. Eine andere Unbekannte ist Jessica. Was ist mit ihr? Wie verhält sie sich?«
»Neutral, schätze ich.«

»Bist du sicher, Tippy?«
»Ja.«
Marion schüttelte den Kopf. »Sie hat etwas gespürt. Jedenfalls fürchtet sie sich vor dem BogieMann.«
Keine der Schwestern gab eine Antwort, mit der man etwas hätte anfangen können. Esther war es schließlich leid. Sie legte ihre Hände auf die Schultern der Frauen und schob die beiden vor sich her.
»Wir werden es durchführen, Kinder. So oder so. Und es ist mir dabei egal, was uns alles noch in die Quere kommt.«
»Gut, einverstanden.«
Bevor sie gingen, bildeten sie einen Kreis und reichten sich die Hände. In ihren Augen stand ein stummes Versprechen. Worte brauchten sie nicht, sie verstanden sich auch so.
Dann verließen sie den Raum. Sie blieben beieinander und gingen so leise wie Einbrecher. Niemand sollte sie hören, keiner sollte je erfahren, was sie verband. Dieses Geheimnis gehörte einzig und allein ihnen.
So luftig und modern das alte Bauernhaus auch umgebaut worden war, es gab noch ein gewisses Erbe, das zurückgeblieben war und von den drei Schwestern gern übernommen wurde.
Es war der Keller!
Dort hatten sie kaum etwas verändert, ihn nur gereinigt und die alten Steinstufen mit Gummileisten an den Kanten bestückt, damit die Gefahr des Abrutschens reduziert wurde.
Wie immer hatte Esther die Spitze übernommen. Marion folgte ihr. Tippy, die Jüngste, bildete den Schluss.
Sie stiegen die Treppe hinab in die kühle Feuchte des Kellers, der selbst im heißesten Sommer ein Hort der Kälte blieb. Hier unten hatten die dicken Mauern einen feuchten Glanz bekommen, da bestand der Boden aus sehr dicken Steinen, da klebten die alten Spinnweben an den Wänden und da gab es einen großen Raum, der früher einmal als Vorratslager gedient hatte.
Für die drei Frauen war er ideal, und sie hatten ihm einen besonderen Namen gegeben.
Das Zentrum!
Elektriker hatten Leitungen gelegt und Lampen angebracht, die ein weiches Licht verströmten. Sie klemmten in dem Winkel zwischen der Decke und den Wänden. Wenn sie eingeschaltet waren, fielen ihre Strahlen in die Mitte des großen Raumes, wo sich der Kreis als roter Ring deutlich sichtbar vom Fußboden abzeichnete.
Es war aber nicht allein der Kreis. In seiner Mitte schimmerte ein eingetrockneter roter Fleck aus Blut. Und an den inneren Rändern des Kreises leuchteten in einem geheimnisvollen Blau seltsame Zeichen, die aussahen wie kleine Pentagramme, in die schlangenartige Wesen

mit Teufelsköpfen hineinstießen.

Kaum hatten die Schwestern den Kreis betreten, als sich ihre Gesichter veränderten. Das Leben entwich aus ihnen, die Haut nahm eine ungewöhnliche Starrheit an, die sich zugleich auf ihre Augen übertrug. Sie veränderten sich schlagartig. Aus ihnen wurden andere Wesen, die unter einem fremden Einfluss standen.

Als Esther stehen blieb, stoppten auch ihre Schwestern. Noch redeten sie nicht, sie warteten auf Esther, die erst nach einer Weile den Mund öffnete und damit begann, von ihren Träumen zu sprechen.

»Es war wie ein Rausch, Schwestern. Wir träumten von ihm, wir träumten von dem Bösen, wir träumten von dem wahren Herrscher der Welt und wir sehnten uns nach ihm. Unsere Träume flochten sich zu einem starken Band zusammen, mit dem wir dem Herrscher der Hölle eine Brücke bauten, über die er zu uns schreiten sollte. Er selbst kam nicht, er schickte dafür einen anderen, einen seiner schlimmsten Diener, und er gab dir, Marion, die Kraft, ihn zu formen.«

Marion redete weiter. »Ja, es war eine Sucht in mir. Ich wurde überfallen. Die andere Kraft war stärker als alles, was ich bisher erlebt hatte. Und plötzlich sah ich ihn vor mir. Ich wusste nun, dass es der Bogie-Mann war, von dem so viel gesprochen wurde. Alle empfanden Furcht vor ihm, ich nicht. Wir hatten das Band geflochten, ich formte ihn in meinen Träumen nach und wir spürten, wie uns das Ergebnis meiner Arbeit veränderte. Wir begannen ihn zu lieben. Wir merkten, dass wir durch ihn unsere Kräfte erneuern konnten. Wir lebten wie auf einer Insel, geschützt durch die mächtige Wand der Hölle. In meiner Arbeit steckte der Geist des Bogie-Manns. Wir hatten ihn gefangen und wir verwahrten das, was uns der Teufel schickte.«

Tippy redete weiter. »Doch es war uns nicht genug. Wir wollten mehr, viel mehr. Wir ahnten, dass der Geist nur darauf wartete, gelockt zu werden. Er fühlte sich in diesem künstlichen Gefängnis nicht wohl. Er war süchtig nach einem Leben, nach einem Menschen, mit dem er eine Verbindung eingehen konnte. Nur wenn dies geschehen war, würde seine Macht so werden, wie sie sein sollte.«

Jetzt redete wieder Esther. »Wir suchten, wir fuhren über Land, denn wir brauchten jemanden, der bereit war, an die Kraft der anderen Seite zu glauben und sie in sich aufzunehmen. Es war nicht einfach, obwohl wir es bei vielen Menschen versuchten. Sie gefielen uns alle nicht. Sie waren nicht sensibel und sensitiv genug, um mit den Strömen der anderen Welt umzugehen…«

Marion Drake übernahm das Wort. »Doch wir gaben nicht auf, wir wussten, dass es uns gelingen würde, denn wir waren die Stärkeren. Die Kraft des Teufels ließ uns vibrieren. Wir zitterten innerlich vor Erregung. Wir jubelten aus tiefster Seele, als wir ihn trafen und anschauten. Wir wussten sofort…«

»Das ist er!«, rief Tippy. »Ja, das ist er gewesen und er hat uns nicht enttäuscht!«

Nach diesem Satz schnellte ihr Arm vor. Dann streckte sie ihren Zeigefinger aus und deutete auf die Gestalt, die in der Kreismitte auf dem getrockneten Blut der Opfer hockte.

Es war Juri, der Tänzer!

***

Er hockte im Schneidersitz und nichts an ihm bewegte sich. Nicht einmal die Spitzen seiner Augenwimpern zuckten, denn dieser Mann hatte sich voll und ganz unter Kontrolle.

Er hielt sogar seine Lippen geschlossen. Atmen musste er, aber es war nicht zu sehen, dass er überhaupt Luft holte. Selbst seine Nasenflügel vibrierten dabei nicht.

Die Arme hatte er angewinkelt und leicht ausgestreckt, sodass seine Hände mit den Rückseiten auf den Knien lagen. Sie selbst berührten sich an den Seiten, bildeten eine Muschel, in der etwas lag, das für uns alle ungemein wichtig war.

Der Bogie-Mann!

Marions Figur. Ihre Schöpfung nach den Regeln des Teufels. Ein hockend und geduckt dasitzendes Etwas, bei dem Körper und Kopf eine Einheit bildeten. Rote, glühende Augen schimmerten innerhalb des Gesichts, das den drei Frauen zugewandt war. Der dichte Pelz bedeckte seinen Körper wie Samt und es war kaum vorstellbar, dass in ihm eine derartige Kraft wohnte.

Sehr lange hatte die Suche der Schwestern gedauert. In Juri endlich hatten sie ihr Opfer gefunden.

Esther lächelte, bevor sie nickte. Die Schwestern blieben nicht mehr so dicht zusammen. Sie gingen in verschiedene Richtungen weg, stets am äußeren Rand des Kreises entlang, bis sie wieder das Nicken der Ältesten sahen, stehen blieben und so lange warteten, bis Esther als Erste das Innere des Kreises betrat.

Das alles nahm auch Juri zur Kenntnis, nur zeigte er keine Reaktion. Unbeweglich hockte er im Zentrum. Er wartete darauf, dass die Frauen an ihn herantraten.

Sehr dicht umkreisten sie ihn.

Zugleich streckten sie ihre Arme aus, spreizten dabei die Hände und ließen sich langsam nach unten gleiten, bis die Flächen von drei verschiedenen Seiten her den Kopf des Tänzers berührten.

Zum ersten Mal schrak Juri zusammen. Er öffnete den Mund. Sein Unterkiefer sah dabei aus, als wollte er jeden Moment abfallen. Aber er sagte nichts, wartete nur ab.

Etwa eine halbe Minute verstrich. Nichts tat sich. Nur das Atmen der Schwestern war zu hören. Bis Esther den Kopf hob, denn sie als Älteste

hatte das Recht, zuerst zu reden.

»Wir sind wieder zu dir gekommen, Bogie-Mann, um dich mit der Energie der Hölle zu füllen. Spüre unsere Hände, die der Satan persönlich leitet, damit durch sie seine Energie in dich überfließen kann und dich so stark macht, wie du sein musst. Du bist in dieser Nacht schon einmal draußen gewesen. Du hast dir deine Opfer gesucht und dabei zu viel von der Energie verbraucht. Jetzt werden wir dich wieder aufladen, damit du erneut deinen Weg gehen kannst. Du brauchst ihn nicht sehr weit zu laufen. Die Feinde lauern in der Nähe. Sie befinden sich sogar hier im Haus und wir sind uns sicher, dass du sie auch finden und vernichten wirst. Durch uns kommt er zu dir. Und er, der Herrscher der Hölle, hat dir seinen Diener, den Bogie-Mann, geschickt. Das Höllengespenst, über das viele Menschen lachen. Sollen sie ruhig, sie werden alle noch eines Besseren belehrt werden, das wissen wir. Und jetzt, Juri, nimm die Energie in dich auf, setze sie um und verwandle dich!«

Sie ließen die Hände noch auf dem Kopf des Tänzers liegen. Juri spürte den Strom, der sich einfach nicht aufhalten ließ. Diesmal schaffte auch er es nicht, sich zu beherrschen. Durch seinen Körper glitt ein Zittern, aus dem Mund drangen stöhnende Laute.

Das war genau der Augenblick, als Esther ihre Hand vom Kopf des Tänzers löste und aus dem Kreis heraustrat.

Ihre Schwestern taten es ihr nach.

Juri blieb allein hocken - und aus dem Menschen wurde durch die Kraft des Teufels der BogieMann…

***

Die Schwestern kannten das Geschehen. Oft genug hatten sie es erlebt. Trotzdem war es für sie immer wieder neu und auch faszinierend, das miterleben zu können.

Eine wichtige Rolle spielte dabei die Figur des Bogie-Manns. Dieses pelzige Etwas, das ebenfalls mit der Kraft der Hölle angefüllt worden war. Kaum hatten die Frauen ihre Hände vom Kopf des Tänzers genommen, als es mit der Figur begann.

Die Augen, sehr klein und von der Größe her halb so groß wie ein Fingernagel, weiteten sich. Sie begannen zu strahlen, während sich der Körper zunächst aufplusterte, als hätte jemand Luft in ihn hineingepumpt, dann aber zusammensackte und zu einem weichen, fast matschigen Etwas wurde, das Juri zwischen seinen Händen zusammendrücken konnte.

Er tat es nicht!

Mit einer nahezu hoheitsvoll aussehenden Geste hob er die Arme an und brachte seine Hände in die Nähe seines Gesichts, wo sich allmählich der Mund öffnete und sich auch nicht wieder schloss.

»Ja, Juri, tu es!« Esther stand da mit geballten Händen und starrte den Tänzer an.

Er, so schien es, hatte nur auf den Befehl gewartet. In den noch offenen Mund stopfte er das hinein, was von der Figur zurückgeblieben war. Diese weiche, pelzige Masse, die seinen Mund ausfüllte bis weit hinein in den Rachen.

Wenn er Luft holen wollte, dann nur durch die Nase. Er aß, er würgte sie in sich hinein. Jede der ihn beobachtenden drei Frauen bekam mit, wie er plötzlich schluckte. Sie konnten sogar sehen, wie die Masse hinter der dünnen Haut des Halses nach unten glitt.

Tippy kicherte hohl. »Er schafft es!«, flüsterte sie. »Ja, ja, er schafft es…«

»Sei ruhig!«, flüsterte Esther.

Auch sie und Marion konnten sich dem Bann des Unheimlichen nicht entziehen. Obwohl die Umgebung die Gleiche geblieben war, kam sie ihnen verändert vor. Etwas anderes hatte hier Einlass gefunden. Eine Strömung oder Macht, die nicht von dieser Welt stammte, sondern aus anderen Sphären hochgedrungen war.

Es war einmalig, es war schaurig, es war zugleich unerklärbar für den normalen Menschen.

Juri hatte die Masse geschluckt. Er hockte auf dem getrockneten Blut im Schneidersitz, den Kopf jetzt vorgebeugt und zu Boden starrend. Er rührte sich nicht, bis aus seinem Mund ein lang gezogener Stöhnlaut drang und er dabei den Kopf anhob.

Er schaute nach vorn!

Jetzt war es genau zu sehen. Die drei Frauen starrten ihm ins Gesicht und sie sahen seine Augen.

Rot leuchteten die Pupillen. Das gleiche Rot hatten auch die Augen der Figur abgestrahlt.

Juris Gesicht hatte sich nicht verändert. Aber es lagen Schatten auf seiner Haut, die einen dunkelblauen Schimmer abgaben. Dicht unter den Augen hörten sie auf, sodass nichts das Glühen in den Pupillen beeinträchtigte.

Die Verwandlung setzte sich fort. Sie griff erst jetzt auf den Körper des Tänzers über.

Es begann mit seinen Armen, die er zunächst anhob und dann nach unten drosch. Er schlug einige Male mit seinen flachen Händen hart auf den Boden, drückte den Oberkörper vor und wirkte wie ein Mensch, der sich selbst in den Fuß beißen wollte. Der Rücken krümmte sich immer stärker, als wollte er einen Kreis bilden. Juri zog die Beine dabei an, vergrub das Gesicht in die Lücke zwischen den beiden Knien und stieß ein unheimlich klingendes Heulen aus.

Es hallte durch den leeren Kellerraum, bis es überging in ein Röhren und Fauchen.

Beine, Arme, Körper, Kopf - sie waren eins geworden. Nichts mehr unterschied das eine von dem anderen. Vor den drei Schwestern hockte ein zur Kugel geformter Mensch, der plötzlich, als wären Federn abgeschnellt worden, in die Höhe schoss.

Jetzt erst breitete er die Arme aus und sie schossen aus diesem Kugelkörper als lange, haarige Gebilde hervor, deren Enden mit nagelscharfen Pranken besetzt waren.

Haare und Fell wuchsen aus der Kleidung. Sie bedeckten auch das Gesicht, in dem nur die roten Augen als scharfer, harter und gefährlicher Kontrast glühten.

Halb Kugel, halb Gestalt, so gab er sich, so war er und so hatten ihn auch die Eltern beschrieben, wenn sie ihren Sprösslingen Angst einjagen wollten.

»Geh!«, sagte Esther und deutete auf die Tür. »Geh hinaus und suche dir deine Opfer.«

Der Bogie-Mann zögerte noch.

Esther Drake lächelte. »Du kannst jeden nehmen, den du findest. Nimm keine Rücksicht mehr.«

Ohren waren in dem Fell nicht zu sehen. Trotzdem hatte der Bogie-Mann die Worte verstanden.

Mit einem gewaltigen Sprung huschte er aus dem Kreis hervor und hatte Sekunden später den Keller verlassen.

Tief atmeten die Schwestern aus. Wieder übernahm Esther das Wort. »Er hat es geschafft«, sagte sie. »Er hat es wieder einmal geschafft. Und das ist seine Nacht.«

Marion und Tippy nickten nur. Sie hatten den Worten ihrer Schwester nichts hinzuzufügen…

***

Bevor ich mich auf den Weg nach unten begab, schaute ich noch einmal in Juris Zimmer nach. Es war leer wie meine Geldbörse kurz vor dem Ersten.

Ich ging wieder zurück und sah, dass Jessica ihren Kopf durch die Tür gesteckt hatte.

»Soll ich nicht doch mitkommen, John?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Okay, ich warte.«

»Moment«, sagte ich und blieb starr stehen. »Mir ist da etwas eingefallen. Du hast keine Waffe oder?«

Sie lachte. »Wie käme ich dazu?«

»Klar, dumme Frage.« Ich zog meine Beretta. »Kannst du damit umgehen?«

Sie schaute die Pistole an. Sehr skeptisch, dann nickte sie und meinte: »Wenn es sein muss, ja.«

»Nimm sie.«
»Himmel, ist die schwer.«
»Halt sie mit beiden Händen, wenn du schießt.«
»Muss ich das denn?«
Ich ging auf sie zu und streichelte ihre Wange. »Ich hoffe nicht, Jessica.«
Sie lächelte traurig, als ich ging, zog sich aber in ihr Zimmer zurück. Ich machte mich auf den Weg nach unten.
Nichts war zu hören. Auch ich wollte nicht stören und dämpfte meine Tritte so gut wie möglich, als ich die Stufen nach unten ging. Von dort wehte mir der blasse Lichtschein wie ein heller Schleier entgegen. Die Frauen mussten die meisten Lampen gelöscht haben. Da ich ihre Stimmen nicht vernahm, ging ich davon aus, dass sie entweder nicht mehr dort unten hockten oder schweigend zusammensaßen.
Ich ließ die letzte Stufe hinter mir, ging noch einige zögernde Schritte in den großen Raum hinein, bevor ich stehen blieb und mich umschaute. Viel verändert hatte sich nicht. Nach wie vor standen die leeren Weingläser auf dem Tisch. Sie rahmten einen Aschenbecher ein, der wie eine blaue Schale aussah. Blau war auch das Glas der Lampe, die über dem Tisch hing. In der offenen Küche befand sich ebenfalls keiner, ich entdeckte auch keine Nachricht.
Alles wies darauf hin, als wären die Schwestern schon zu Bett gegangen.
Komisch…
Auch ihre Zimmer lagen in der oberen Etage. Ich hätte sie dort hören müssen, aber mir waren keine fremden Schritte aufgefallen. Deshalb blieben für mich nur zwei Möglichkeiten.
Entweder hielten sie sich irgendwo verborgen. Oder aber sie hatten das Haus verlassen. Wenn sie mit dem Wagen gefahren wären, hätte ich einen Motor in der Stille hören müssen. Auch das war nicht der Fall gewesen.
Ich ging zum Fenster, da ich einen Blick vor das Haus werfen wollte.
Es gab natürlich eine Außenbeleuchtung, die auch ihr Licht verstreute. Es fiel wie ein nach vorn gerichteter Trichter auf den plattierten Weg, der dort endete, wo ich den alten Jeep abgestellt hatte.
Genau dort bewegte sich etwas!
Da kein Busch an diesem Platz wuchs, konnten es seine Zweige nicht gewesen sein, in die der Wind gegriffen hatte. Ich dachte sofort an den Bogie-Mann.
Sehr schnell hatte ich die Haustür erreicht, zog sie vorsichtig auf, huschte nach draußen und dann sofort weg zur rechten Seite, weil ich im Licht eine zu gute Zielscheibe abgegeben hätte.

Die Befürchtung bewahrheitete sich nicht, denn es lauerte keiner, der auf mich schoss.

Ich schlug sicherheitshalber einen kleinen Bogen, um den Jeep zu erreichen.

In seinem Schatten blieb ich stehen, horchte, hörte aber nichts. Nur ein sehr entferntes Rauschen.

Dort musste der Wildbach fließen, dessen Echo in der Stille sehr weit klang.

Zweimal umkreiste ich den Jeep, leuchtete dabei den Boden ab. Wenn sich der Bogie-Mann hier aufgehalten hatte, musste ich möglicherweise Spuren sehen können.

Ich sah keine mehr.

Täuschung oder nicht? Ich überlegte und schaute dabei an der Hausfront hoch.

Hinter Jessicas Zimmerfenster brannte Licht. Einmal zeichnete sich sehr deutlich ihr Schatten an der Scheibe ab. Dann verschwand er nach links.

Allmählich kam ich mir genarrt vor. Auch dann, als ich Stimmen hörte. Sie drangen durch die offene Haustür, waren mir nicht fremd, denn gesprochen hatten die Schwestern.

Sie waren also doch da!

In mir stieg allmählich der Zorn hoch. Ich war davon überzeugt, dass sie mich auch im Raum gesehen hatten. Nur hatten sie sich nicht zeigen wollen, und dafür musste es Gründe geben.

Ich rannte nicht auf das Haus zu, sondern ließ mir Zeit. Im Schlendergang schritt ich auf die offene Tür zu. Keine von ihnen kam mir entgegen. Ich traf sie schließlich im Raum, wo Marion und Esther am Tisch saßen und Tippy nahe der Wand am Fenster lehnte. Sie nippte an einem Glas mit Wein.

Die Tür hinter mir war zugefallen. Ich trat in den Lichtschein und blieb dort stehen.

Esther lächelte mir zu. »Oh«, sagte sie und tat dabei sehr erstaunt. »Wir dachten, Sie wären oben gewesen.«

»Das war ich auch.«

»Hat Ihnen das Zimmer nicht gefallen?«

Ich hob die Schultern und schaute auf die Uhr. »Das hat damit nichts zu tun. Mir ist es einfach noch nicht spät genug, um mich jetzt hinlegen zu können.«

»Das verstehen wir«, sagte Marion. »Willst du dich nicht zu uns setzen, John?«

»Warum nicht?« Ich schob mir den Stuhl zurecht und nahm zwischen den beiden Schwestern Platz.

»Auch einen Wein?«

»Nein, danke, Tippy.«

Sie kam auch und setzte sich. Allerdings mit der Lehne nach vorn, über die sie die Arme gelegt hatte. Keiner von uns sprach. Ich wurde heimlich von drei Seiten beobachtet. Jeder wartete auf eine Reaktion meinerseits.

Die erfolgte auch, als ich in die Tasche griff, Zigaretten hervorholte und mir ein Stäbchen anzündete. Ich hatte Zeit und wartete darauf, dass mich eine der Schwestern ansprechen würde.

Das tat Esther. »Wie ist es mit Jessica?«

»Pardon?«

»Wie geht es ihr? Ist sie oben?«

»Ich denke schon.«

»Du warst nicht bei ihr?«

Ich lachte. »Sie ist hübsch, ich hätte sie gern besucht. Aber wir kennen uns ja kaum.«

»Ach ja?«

»Sicher, Esther.« Ich grinste sie an, rauchte, stäubte die Asche ab und fragte dann: »Was ist denn mit euch? Ihr sitzt hier um den Tisch herum, als würdet ihr auf etwas warten. Kommt noch ein Besucher?«

»Nicht dass wir wüssten«, sagte Marion.

»Dann reicht euch Juri.«

»Ja.«

»Wo steckt er denn?«, fragte ich.

»In seinem Zimmer natürlich«, antwortete Tippy schnell.

Ich schaute sie an. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass sie den Blick senken würde, weil ich ja wusste, dass sie log. Aber sie hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt. Diese junge Frau log, ohne rot zu werden!

»Was ist denn? Weshalb schaust du mich so an? Habe ich etwas an mir?«

»Nein, das nicht, Tippy. Ich wollte dir nur sagen, dass ich Juri nicht gesehen habe.«

»Du warst in seinem Zimmer, John?«

»Nicht direkt, die Tür stand offen.«

Marion lachte. »Dann war er mal eben austreten. Er war ziemlich fertig. Das Training hat ihn angestrengt.«

»Kann ich mir denken.« Ich drückte den Glimmstängel aus und kam auf das Telefon zu sprechen.

»Der Klingelkasten funktioniert noch immer nicht - oder?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

»Für wen?«, fragte Esther.

Ich lehnte mich zurück und streckte unter dem runden Tisch die Beine aus. »Für den Bogie-Mann natürlich. Stellt euch mal vor, er ist hier, er belauert uns, er dringt in das Haus ein, um uns zu töten, und

wir sind nicht einmal in der Lage, Hilfe anzufordern. Also kommt ihm eine Störung nur entgegen.«

Die drei Schwestern lächelten gemeinsam. Überhaupt hielten sie zusammen wie Pech und Schwefel.

»Wirklich«, sagte Esther, »du hast eine außergewöhnlich gute Fantasie.«

»Mag sein, aber habe ich Unrecht?«

»Das können wir nicht beurteilen.«

»Tatsächlich nicht?« Ich gab mich überrascht. »Ich habe immer gedacht, dass gerade ihr zu dem Bogie-Mann ein besonderes Verhältnis habt. Überlegt mal, ihr wohnt hier. In eurem Umkreis sind einige Morde geschehen, aber euch hat man in Ruhe gelassen. Für mich ist das ein Beweis, dass ihr gut mit ihm auskommt.«

Tippy prustete los. »So kann doch nur ein Bulle reden.«

»Das hat damit nichts zu tun, Tippy. Denk mal daran, wo wir vor einigen Stunden noch waren. Wir haben den Toten gefunden und einen Mord fast hautnah miterlebt. Du warst allein, als ich mich in der Mühle befand. Und der Killer ist nicht zu dir gekommen.«

»Da bin ich auch froh darüber.«

Ich nickte ihr zu. »Kannst du auch sein, Tippy. Ich allerdings war der Meinung, dass du genau gewusst hast, dass dir der Bogie-Mann nichts antun wird.«

»Ach ja?«

»Davon gehe ich aus.«

Esther griff nach meinem Arm. Ich wunderte mich über den harten Druck ihrer Finger. »Hör zu, John. Ich frage mich, was du uns eigentlich in die Schuhe schieben willst.«

»Gar nichts, Esther. Ich mache mir eben meine Gedanken.«

»Hör auf damit, denn sie laufen in die falsche Richtung. Sind wir es nicht gewesen, die dich hergeholt haben, damit du den Bogie-Mann stellen kannst?«

»Indirekt schon.«

»Was heißt das?«

»Ein Bekannter meines Vaters…«

»Ja, ja«, sagte sie. »Diese Schiene kenne ich. Wir haben dich hier als Gast aufgenommen. Du hast dich in unserem Atelier umgeschaut, John. Du hast gesehen, wie wir arbeiten, du hast dir deine Gedanken darüber machen können. Nachdem du dieses alles gesehen und erlebt hast, glaubst du da noch immer, dass wir etwas mit dem Mörder zu tun haben? Oder eine von uns vielleicht der BogieMann ist?«

Ich ließ mir mit der Antwort etwas Zeit, schaute in ihre Gesichter, die am Rande des Lampenscheins lagen und ungewöhnlich blass wirkten. Aber auch angespannt.

»Nein, das nicht. Von euch ist niemand der Bogie-Mann. Das glaube

ich einfach nicht.«

»Danke sehr«, sagte Marion spöttisch, griff zur Weinflasche und schenkte ein Glas ein.

»Und was glaubst du dann?«, fragte Tippy.

»Das ist natürlich sehr schwer zu sagen. Ich gehe davon aus, dass es zwischen dem Bogie-Mann und diesem Haus mit seinen Bewohnern irgendeine Verbindung gibt.«

Esther verzog das Gesicht. »Hör mal, das ist mir zu allgemein. Kannst du dich konkreter ausdrücken?«

»Nur schwer.«

»Versuche es trotzdem.«

Ich blickte Esther direkt an. »Für mich ist es durchaus denkbar, dass ihr mit dem Bogie-Mann auf die eine oder andere Weise zusammenarbeitet.«

Schweigen - was mich überraschte, denn ich hatte damit gerechnet, dass sie aus der Haut fahren würden. Aber sie blieben verhältnismäßig ruhig. Nur Marion stieß ihren Atem als Zischen aus und schüttelte dabei den Kopf.

»Habe ich Recht?«, fragte ich.

»Weiter, Sinclair, weiter!«, forderte Esther. »Ich höre dir gern zu, wie auch meine Schwestern.«

Ich grinste etwas raubtierhaft. »Ja, dagegen habe ich nichts. Setzen wir die Plauderstunde doch fort. Ich gehe davon aus, dass der Bogie-Mann so etwas wie ein Zuhause braucht. Ihr seid gastfreundliche Menschen, wie ich selbst erleben konnte. Und ich könnte mir vorstellen, dass ihr auch dem Bogie-Mann so etwas wie eine Heimat bei euch gewährt habt. Einen Unterschlupf gewissermaßen. Es ist ja so, dass er irgendwohin muss. Er braucht ein Versteck, nicht wahr?«

Esther lachte kreischend. Auch die beiden anderen Frauen amüsierten sich. »Und dann holen wir ausgerechnet dich in unser Haus, wenn wir den Killer hier versteckt halten.«

»Stimmt, Esther, es klingt unglaubwürdig.« Ich sprach schnell weiter, denn ich sah, dass Marion eine Zwischenbemerkung machen wollte. »Allerdings nur auf den ersten Blick, Ladys. Denkt man näher darüber nach, so wie ich es getan habe, sieht schon alles ganz anders aus. Der Bogie-Mann ist ein Günstling des Teufels. Ich will ihn nicht als seine rechte Hand ansehen, aber er stammt doch aus dem Zentrum seines Reiches. Das berichten alle Legenden und Sagen.«

»Was hat das denn mit unserem Fall hier zu tun?«, fuhr mich Tippy wütend an.

»Lass mich weiterreden, Mädchen.« Ich hob zur Beruhigung einen Arm. »Der Teufel, auch Asmodis genannt, existiert. Ich weiß es am besten, denn ich habe ihm des Öfteren gegenübergestanden. Wir beide sind Todfeinde, absolute Feinde. Es gibt keinen Konsens zwischen uns

und der Teufel trachtet natürlich danach, mich zu vernichten. Er wird jede Möglichkeit ausnutzen wollen, er geht jeden Weg, mag dieser einem Außenstehenden auch noch so krumm erscheinen. Er entwickelt Pläne, in denen auch seine Diener eine große Rolle spielen. Und einer der mächtigen Diener ist eben diese sagenumwobene Gestalt des Bogie-Manns. Er kann sich also einen geschickten Plan ausgedacht haben, um mich in die Falle zu locken. Ich bin hier im Haus, bei euch und möglicherweise auch bei dem Diener des Teufels, dem gefährlichen Bogie-Mann.« Das mussten sie erst einmal schlucken. Ich war gespannt, wie sie reagieren würden, dass ich zu stark mit meiner Theorie daneben lag, daran glaubte ich nicht.

Zuerst sagten sie nichts. Sie saßen da, bewegten nur die Köpfe, weil sie sich anschauen wollten.

Dann zuckten ihre Lippen, wahrscheinlich sollte es ein Lächeln werden, aber Esther Drakes Stimme klang bei ihrer Antwort nicht freundlich.

»Hör zu, John Sinclair. Wie viele Romane hast du in deinem Leben schon geschrieben?«

»Keinen - weshalb?«

»Weil du eine verdammt große Fantasie hast. So etwas habe ich noch nie gehört.«

Ich hob die Schultern. »Das ist meine feste Meinung. Liege ich denn so falsch?«

»Ja.«

»Hm!«, machte ich und räusperte mich. »Dann ist ja alles klar. Nur müsst ihr mir auch das Gegenteil beweisen.«

»Das brauchen wir nicht!« Tippy sprang auf. »Wir brauchen uns vor dir nicht zu rechtfertigen.«

»Ja«, stand Marion der Schwester bei. »Tippy hat Recht. Wir haben es nicht nötig, dir das Gegenteil von Anschuldigungen zu beweisen, die gar nicht zutreffen.«

Esther nickte nur. »Es stimmt, was sie sagten. Ich bin die Älteste. Es tut mir Leid, dass dein Wagen nicht fahrtüchtig ist. Du kannst aber ruhig den Jeep nehmen, wenn du uns jetzt verlässt. Ich tue es nicht gern, wir sind ein gastfreundliches Haus. In diesem Fall ist es besser, wenn wir uns sofort trennen.«

»Nur ich?«

»Sicher.«

»Ich würde Jessica Long gern mitnehmen.«

»Weshalb?«

»Weil ich sie mag«, erwiderte ich locker. »Außerdem kennen wir uns aus London sehr gut. Wir sind befreundet. Dass ich sie hier traf, ist ein Zufall gewesen. Zudem möchte ich nicht, dass sie ein Opfer des Bogie-Mannes wird.«

Ich hatte die drei Schwestern geschockt. Meine Worte waren wie Hammerschläge gewesen. Sie hockten regungslos da. Zwischen uns war eine Stille entstanden, die vor Spannung knisterte. Die Frauen überlegten und endlich bewegte sich Esther.

Sie stand auf. »Stimmt das?«

»Weshalb sollte ich lügen?«

Tippy lachte schrill. »Das glaube ich einfach nicht.«

»Glauben Sie mir, Ladys, es gibt gewisse Dinge im Leben, die kommen immer überraschend. Ich für meinen Teil weiß Bescheid und habe hier nichts mehr zu suchen.« Mit einem Ruck stand ich auf.

»Halt! Wo willst du hin?«

»Aber Marion. Ich hole Jessica Long. Ich werde sie mitnehmen. Hier ist sie nicht sicher.«

Marion und Esther schauten sich an. Die Ältere schüttelte kaum merklich den Kopf.

Ich hatte es trotzdem gesehen und rechnete damit, dass sie auch vor Gewalt nicht zurückschreckten.

Es ging ans Eingemachte, wie man so schön sagte.

Doch alles kam anders.

Auch mich überraschte der dumpfe Knall des Schusses, der in der ersten Etage abgegeben worden war. Den Klang der Waffe hatte ich erkannt. So schoss nur eine Beretta.

Ich wollte los.

Die Frauen waren gleich schnell. Und sie stürzten sich zu dritt auf mich wie hungrige Raubtiere auf die Beute…

***

Warten, dachte Jessica Long, nichts als warten. Aber worauf, zum Teufel?

Dass sich irgendwann der Bogie-Mann bei ihr melden würde? Dass er durch den Flur schlich und plötzlich ihre Zimmertür einrammte? Wenn er so aussah wie die Figur, nur eben wesentlich größer, dann würde ihm das keine Schwierigkeiten bereiten.

Das Warten kostete Nerven. Dabei empfand Jessica es nicht einmal so stark als Warterei. Es war vielmehr ein Lauern auf das, was vor ihr lag. Sie hatte den kleinen Sessel so hingestellt, dass sie das Fenster und auch die Tür beobachten konnte. So groß und herrlich dieses Glasdreieck auch war, sie hätte lieber eine Luke gehabt, denn eine derartige mies gesicherte Öffnung zog die Kreaturen der Nacht irgendwie magisch an. Wenn sie der Bogie-Mann gewesen wäre, hätte sie es auf eine ähnliche Art und Weise versucht.

Die Waffe lag in ihrem Schoß. Einige Male hatte sie die Pistole bereits angehoben und in beide Richtungen gezielt. Einmal zum Fenster hin, dann gegen die Tür.

Johns Rat war gut gewesen. Um die Waffe korrekt halten zu können, musste sie schon die zweite Hand zu Hilfe nehmen, um sie beim Schuss nicht zu verreißen.

Die Zeit verging nur langsam. Jessica wanderte auch nicht mehr auf und ab. Starr blieb sie sitzen, lauschte auf jedes Geräusch und hatte auch aus der unteren Etage trotz der geschlossenen Tür die Stimmen zu ihr hoch klingen gehört.

Die der Frauen und die ihres Freundes John!

Jessica wusste es selbst nicht genau zu sagen, aber die Stimmen hatten sie beruhigt. Wäre sie allein im Haus gewesen, mit dem Wissen, dass der Bogie-Mann erscheinen konnte, hätte sie sicherlich durchgedreht. So blieb sie relativ gelassen.

Und doch hielt sie es nicht mehr aus. Sie konnte einfach nicht auf dem Sessel hocken bleiben.

Mit einem Ruck stand sie auf. Die Waffe nahm sie auf dem Weg zur Tür mit.

Wenig später lauschte sie in den Gang.

Leider konnte sie nicht verstehen, was unten geredet wurde. Und zur Treppe wollte sie nicht laufen.

Jessica zog sich wieder zurück. Sehr leise und sacht schloss sie die Tür wieder. Ein Kribbeln lief über ihre Haut. Den Grund konnte sie nicht sagen. Es lag möglicherweise an der inneren Anspannung, mit der sie zu kämpfen hatte.

Dann drehte sie sich um.

Die Bewegung kam ihr vor, als wäre sie in einem Zeitlupentempo geführt worden. Alles war verändert, obwohl die Dinge noch am gleichen Platz standen.

Sie hatte sich gedreht, schaute zum Fenster - und sah ihn!

Er hockte dort wie ein Klotz. Schwarz, widerlich, zwei glühende Augen, übergroß im Vergleich zum Modell - und lebend.

Obgleich Jessica damit gerechnet hatte und dementsprechend vorgewarnt gewesen war, lähmte sie der Schreck. Sie musste den Bogie-Mann einfach anstarren, der nicht länger vor dem Fenster blieb, sich blitzschnell bewegte und seine Schulter dabei so vorrammte, dass er die Scheibe durchstoßen konnte.

Die Splitter flogen in den Raum und zusammen mit den Scherben kam der Killer.

Eine kugelige Gestalt mit langen Armen und kurzen Beinen. Ein Monstrum, wie nur die Hölle es schaffen konnte. Widerlich, grausam und nach irgendwelchen Ausdünstungen stinkend. Ein breites Maul, keine Nase, dafür das pelzige Fell und die Mordlust in den roten Augen.

Der erste Sprung hatte den Bogie-Mann durch die Scheibe ins Zimmer katapultiert. Der Zweite galt der jungen Frau, die instinktiv

reagierte und vorausgeahnt haben musste, wann sich das Monstrum abstieß, denn sie war um eine Idee schneller.

Als der Bogie-Mann sprang, befand sie sich bereits in der Drehung und drosch die linke Hand auf die Klinke.

Die Tür schnellte nach außen auf. Jessica warf sich in den Gang, schrie nicht, hörte nur ihr Keuchen, rann aber nach links, anstatt in die andere Richtung zur Treppe zu flüchten.

Und der Bogie-Mann kam. Er hatte sein Opfer längst fixiert. Nie würde er es aus den Klauen lassen.

Noch nie war ihm eine Beute entkommen. Wie eine mächtige schwarze Kugel schleuderte er sich selbst in den Gang hinein, krallte sich fest und wuchtete sich herum.

Jessica stand nur drei Schritte entfernt. Angespannt, die Arme vorgestreckt, mit beiden Händen die Beretta haltend, so wie es ihr John Sinclair eingeschärft hatte.

Vor ihr hockte der Bogie-Mann, diese teuflische Albtraumgestalt aus der Hölle. Der Schrecken aller Kinder. Für die Erwachsenen eine Erfindung, doch Jessica Long war eines Besseren belehrt worden.

Über die Waffe hinweg starrte sie das Monstrum mit den roten Augen an. Ihr Zeigefinger lag am Abdruck. Sie brauchte ihn nur um eine Idee nach hinten zu ziehen, dann würde die erste Silberkugel den Lauf verlassen.

Warum fiel es ihr so schwer?

Sie wollte, aber sie konnte es nicht. Lag es am Blick des Bogie-Manns? Die rot glühenden Augen strahlten etwas aus, das tief in ihre Seele drang und damit ihre Reaktionen verhinderten.

Sie konnte nicht schießen, denn sie bemerkte, dass der Bogie-Mann Macht über sie bekam.

»Nein, nein!«, keuchte sie. »Nein, ich will nicht!« Sie wich zurück und der Bogie-Mann kam vor.

Dabei zog sich das flache Maul in die Breite, als wollte er grinsen.

Er war sich ihrer so gut wie sicher!

Von unten her hörte sie Stimmen. Auch die ihres Freundes John Sinclair war dabei.

Der Klang wirkte auf sie wie ein Guss Wasser. Plötzlich war die Lähmung verschwunden.

Sie schoss.

Die Waffe ruckte trotzdem, sie schoss wieder. Die Echos dröhnten durch den Gang und hallten in ihren Ohren nach.

Dann sah sie, was geschehen war.

Beide geweihten Silberkugeln hatte der Bogie-Mann in seinem verdammten Körper stecken. Jessica wusste, was sie anrichten konnten. Sie rechnete damit, dass er in Flammen aufgehen oder anders vergehen würde. Zu ihrem Schrecken geschah das nicht.

Er blieb auf seinen kurzen Beinen hocken, brüllte schrecklich, bewegte dann seine Arme wie Windmühlenflügel, ohne Jessica allerdings erwischen zu können.

Dafür wankte er zurück. Er schaukelte beim Gehen. Aus den Wundlöchern rann dabei eine dunkle Flüssigkeit, von der Jessica nicht einmal sagen konnte, ob es Blut war.

Immer weiter ging er, fiel dabei nicht, blieb auf den Beinen, gab gurgelnde Laute von sich, die sich anhörten, als würde Wasser aus dem Maul strömen.

Aus der unteren Etage drangen wild klingende Geräusche in den oberen Gang.

Poltern, Schreien und Fluchen. Wahrscheinlich kämpfte John mit den drei Schwestern.

Jessica hätte dem Geisterjäger gern zur Seite gestanden. Das war nicht möglich. Sie hätte an dem Bogie-Mann vorbei gemusst, der zwar rückwärts taumelte, aber noch immer den Weg versperrte.

Dann hatte er die Treppe erreicht. Die oberste Stufe, die Kante - und er kippte.

Es wirkte beinahe lustig, wie er seine langen Arme in die Höhe riss, ohne allerdings einen Halt finden zu können. Auch er musste den Kräften der Physik Tribut zollen, verlor sein Gleichgewicht und rollte die hellen Treppenstufen hinab.

Das Poltern bei jedem Aufschlag war Musik in Jessica Longs Ohren. Mit der Beretta im Anschlag und wehenden Haaren hetzte sie auf die Treppe zu, um den Bogie-Mann zu verfolgen. Ihre Angst war vorbei. Wenn möglich, wollte sie ihm den Rest geben…

***

Sie fielen mich an wie Kraken. Von drei Seiten wuchteten die Schwestern auf mich zu. Ich hatte mich zur Seite gedreht, wäre fast entwischt, aber da lag Tippy plötzlich am Boden und sie hatte einen verdammt langen Arm. Ihre Finger angelten nach meinem Knöchel. Sie erwischten ihn in der Vorwärtsbewegung, die brutal gestoppt wurde, sodass ich mit dem Gesicht zuerst dem Boden entgegenfiel. Ich hätte mich blutig schlagen können, doch es gelang mir im letzten Augenblick, mich abzufangen.

Bevor ich mich herumwerfen konnte, flog Marion wie ein langer Schatten auf mich zu.

Ihr Gesicht war zu einer Fratze geworden. Sie hatte ihre Hände zu Krallen geformt und hieb mit den gekrümmten Fingern zu. Ich rammte ihr meinen Kopf entgegen.

Bevor sie mich erwischte, traf ich ihr Gesicht. Sie schrie wütend und schmerzerfüllt auf, denn aus ihrer Nase strömte plötzlich Blut. Dann stieß ich den Körper von mir weg. Gerade rechtzeitig genug, um

Esther zu sehen, die neben mir stand und mit beiden Händen einen Stuhl hoch über ihren Kopf erhoben hatte. Sie wollte mir das Möbel auf den Schädel schmettern.

Ich trat ihr vorher in den Magen. Sie schlug zu, geriet aus der Richtung und der Stuhl flog über mich hinweg, knallte auf den Tisch und räumte dort die Gläser weg, die sich wie ein Feuerwerk aus Splittern auf dem Boden verteilten.

Ich rollte mich herum, verschaffte mir die Freiheit, die ich brauchte, und sprang in die Höhe.

Tippy hielt die Weinflasche umgekehrt in der Hand. Da sich Flüssigkeit darin befand, ergoss sie sich über ihren Kopf, was Tippy nicht störte, denn sie wollte mir die Flasche gegen die Stirn hämmern.

Ich kam ihr mit der Handkante zuvor, erwischte sie am Unterarm. Mein Schlag war härter gewesen.

Plötzlich machte sich die Flasche selbstständig und trudelte davon.

Sie gaben nicht auf. Als ich Tippy über den Tisch geschleudert hatte, sprang mir Esther in den Nacken. Sie schrie mir unflätige Flüche ins Ohr, war außer sich vor Wut und wollte mir die Haut zerkratzen.

Ich lief zur Seite in Richtung Treppe. Marion rannte ebenfalls herbei.

Die Schwestern waren zum Glück keine ausgebildeten Kämpferinnen, sonst hätte ich kaum eine Chance gehabt.

Esther krallte sich noch immer an mir fest, als hinge davon ihr Leben ab. Ich keuchte, als ich Kraft sammelte, mich dann drehte, schneller wurde und Esther der Fliehkraft nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Ihr Griff lockerte sich, dann löste er sich.

In einem schrägen Flug jagte sie genau auf Marion zu. Es war filmreif, wie beide zusammenkrachten und zu Boden gingen. Ich fuhr sofort herum, denn Tippys Keuchen hatte mich gewarnt.

Sie wollte mich anspringen. Meine Ohrfeige erwischte sie voll. Schreiend kippte sie zu Boden und trat dort wild mit den Beinen um sich.

Und noch ein Schrei erklang.

Esther Drake hatte ihn ausgestoßen und ihn gleichzeitig in einen Begriff umgewandelt.

»Bogie-Mann!«

Ich bekam eine Gänsehaut, drehte mich um, sah ihn und hörte ihn gleichzeitig.

Wie eine gewaltige Kugel, dazu schwarz behaart und mit rot glühenden Augen, polterte er die Stufen herab in den großen Wohnraum hinein.

Marion Drake rappelte sich auf. Sie brüllte dem Bogie-Mann einen Befehl zu.

»Töte ihn! Mach ihn fertig, diesen verfluchten Hundesohn Sinclair…«

***

Meine Beretta hatte Jessica. Mit ihr war auch geschossen worden. Ob die den Bogie-Mann erwischt hatte, konnte ich nicht sehen. Jedenfalls, musste ich die Waffe vergessen.

Der Bogie-Mann hatte einen Blumenkübel zur Seite geräumt und sich wieder gefangen. Wie ein Tanzbär sprang er auf die Beine. Er war verdammt schnell, geschickt und auch gefährlich. Ohne zu zögern wuchtete er sich mir entgegen.

Ich sprang zurück, lief vor ihm weg, begleitet vom Johlen der Drake-Schwestern.

Sie glaubten daran, dass ich es mit der Angst zu tun bekommen hatte. Nein, nicht mit mir.

Dafür erreichte ich den runden Tisch, hebelte ihn herum und wuchtete das Möbelstück dem BogieMann entgegen. Der Tisch war zwar schwer, aber er machte das Monstrum nicht platt.

Wie von selbst glitt der Silberdolch in meine Hand. Als der Bogie-Mann hinter dem Tisch wieder hochkam, raste schräg von oben nach unten eine helle Klinge auf ihn zu.

Treffer.

Tief hinein in das Fell. Ich hörte ihn heulen, sah dunkles Blut fontänenartig aus der Wunde schießen, aber er trat mir in den Bauch und ich knickte zusammen.

Und plötzlich war er am Zug. Wie ein Gummiball schnellte er hoch. Sein massiger Körper schleuderte mich durch den Aufprall auf den Rücken. Die Pranken wischten wie lange, krumme Messer auf mich zu, hätten fast mein Gesicht erwischt, bevor es mir gelang, zumindest einen Fuß in seinen Leib zu stemmen.

Ich konnte ihn zurückdrängen und hatte Zeit, mein Kreuz hervorzuziehen. Ob er es mitbekam oder nicht, war mir egal. Ich wollte ihn vernichten und rammte meine Hand in die Höhe.

Das Kreuz traf sein Gesicht, kantete sich an einer Ecke seines breiten Mauls fest und diese Kraft war stärker als die der geweihten Silberkugeln.

Der Bogie-Mann heulte, als er zurückrutschte. Seine Pranken presste er jetzt gegen das Gesicht. Es sah so aus, als wollte er sich den Kopf vom Körper reißen, und es gab auch keinen, der ihm zu Hilfe eilte.

Die Drake-Schwestern standen in einiger Entfernung zusammen und starrten den Bogie-Mann aus weit aufgerissenen Augen an. Sie waren fassungslos. An der Treppe sah ich Jessica Long. Sie hielt meine Beretta in den Händen.

Der Bogie-Mann, dieser schreckliche Albtraum der Hölle, konnte nicht mehr leben.

Zuckend bewegte er sich, veränderte sich dabei. Sein Körper verwandelte sich in einen anderen, der sich streckte, ein Gesicht bekam, dunkle Haare, eine sehnige Gestalt, von Wunden gezeichnet

und blutig.

Juri lag vor uns.

Ohne den höllischen Geist in seinem Innern konnte er nicht mehr leben. Der Geist war es letztendlich gewesen, der ihn umgebracht hatte, das wusste ich.

Ich war wieder aufgestanden, stand da und schaute auf die Dolchklinge.

Der Bogie-Mann war lautlos gestorben. Zurück blieben seine drei Dienerinnen, die nicht glauben konnten, was sie noch vor Sekunden mit eigenen Augen gesehen hatten.

Sie hatten sich in ein böses Spiel eingekauft, aber die schlechteren Karten besessen.

Wie immer, wenn man mit dem Teufel oder seinen Dienern ein Geschäft abschloss.

Ich wusste nicht, was ich mit ihnen machen sollte. Als Zeugen würden sie aussagen müssen, das stand fest. Ich wollte zu ihnen gehen, als es geschah.

Esther bemerkte es zuerst.

Ihr Schrei traf mich fürchterlich und auch Jessica zuckte zusammen. Die Älteste der Schwestern stand da, das Gesicht zu einer unbeschreiblichen Grimasse verzogen, starrte ihre beiden Hände an, die anfingen zu faulen.

Die Finger waren bereits bis zur Hälfte bläulich verfärbt und der Vorgang hörte nicht auf. Die Farbe nahm zu, dann wechselte sie in ein tiefes Schwarz, sodass die Finger aussahen wie verkohlt.

»Die Energie der Hölle!«, brüllte sie. »Die Energie der Hölle! Sie ist gegen uns. Sie ist gegen uns!«

Da hatte sie Recht.

Denn nicht sie allein hatte es erwischt. Marion und Tippy wurden auch nicht verschont.

Ihre Hände faulten ebenfalls so weit, bis sie die Gelenke erreicht hatten.

Von dort an waren sie normal.

Jessica Long verließ ihren Platz und kam zitternd auf mich zu. Ich nahm ihr die Waffe ab, dann gingen wir zu den Schwestern. Ich hob Stühle auf. Wie Marionetten ließen sie sich auf die Sitzflächen drücken. Obwohl es mich Überwindung kostete, fasste ich Tippys Hände an.

Sie hob den Kopf. Ihr Gesicht war nass vor Tränen. In den Augen schimmerte die Verzweiflung.

»Was ist das, John?«

»Die Rache der Hölle«, flüsterte ich. »Es tut mir Leid, Tippy, das sagen zu müssen.«

»Die Hölle hat doch…«

»Verloren. Sie und der Teufel sind nicht einmal zweiter Sieger.«
»Und was mache ich jetzt?«, schrie sie unter Tränen und mit abgehackter Stimme. »Verdammt noch mal, was mache ich jetzt? Kannst du mir das sagen?«
»Nein, Tippy.«
»Ich hacke sie ab!«, brüllte Marion. »Gebt mir ein Beil! Ich hacke sie ab!«
Bevor wir uns versahen, war sie aufgesprungen und rannte auf die Küchenzeile zu. Sie riss eine Schublade auf, doch da war ich bei ihr und schleuderte sie herum.
»Lass es, Sinclair!«, kreischte sie. »Lass es! Ich will sie abhacken. Da, schau doch!« Sie hob die Arme und bewegte die Hände.
Nein, es war kein richtiges Bewegen. Es war nur mehr ein Pendeln, als würden sie an Fäden hängen.
Sie zeigten eine bläuliche Farbe, waren nicht so verkohlt.
Ich hob die Schultern. Verdammt, mir saß der Kloß im Magen. Es gab eine Chance für die Schwestern, wenn sie überleben wollten. Sie mussten ihre Hände amputieren lassen und sie durch künstliche ersetzen. Das war der Preis.
In den letzten Sekunden hatte ich nicht auf Jessica geachtet. »Du kannst wieder telefonieren, John. Ich habe den Apparat wieder anschließen können. Sie hatten ihn nur abgeklemmt.«
»Ruf du an.«
»Und wen?«
»Suko in London. Er wird alles richten und in Glasgow Bescheid geben.«
»Okay, John, mach ich…«

***

Es war schon hell geworden, als mich der Arzt zur Seite nahm und mich auf die Hände der Frauen ansprach. »Sagen Sie mal, Sinclair, Sie waren doch dabei.«
»Stimmt.«
»Und können Sie mir eine Erklärung geben?«
Ich schaute ihn nachdenklich an. »Eine Frage, Doc. Glauben Sie, dass der Teufel existiert?«
Er lachte leise. »Wie meinen Sie das denn?«
»So wie ich es sagte.«
»Das ist doch Quatsch.«
»Dann, so fürchte ich, müssen Sie auf eine Erklärung verzichten. Lassen Sie die drei Frauen bei einem Spezialisten und stellen Sie keine Fragen mehr. Das ist besser.«
Nach einer Weile nickte er. Wortlos ging er weg. Dafür hatte mich Jessica gesucht. Sie setzte sich neben mich auf die Bank, die vor dem

Haus stand, und lehnte ihren Kopf gegen meine Schulter.

»Darf ich fragen, was wir jetzt machen, John?«

»Sicher.« Ich grinste etwas schief. »Hast du schon mal einen Autoreifen gewechselt?«

»Nein!« Sie war erstaunt, fast entrüstet. »Noch nie.«

»Das werde ich aber machen müssen. Wenn du willst, kannst du mich ja zu meinem Wagen fahren.«

Ich deutete nach links zu den Hängen hoch, über die sich ein klarer Morgenhimmel spannte. »Der Rover steht irgendwo dort oben.«

Sie schaute mich an. Verdammt, dieser Blick ging mir unter die Haut. Die Augen erinnerten mich an die von Nadine Berger. »Mit dir werde ich überall hinfahren, John.« Sie zog mich hoch. »Komm, es wird Zeit für uns. Nur für uns, verstehst du?«

Ich nickte und folgte ihr…

ENDE